Sieben Jahre

und

andere Erzählungen

von

Julia Kavanagh,

Verf. von: „Grace Lee", „Rachel Gray", „Adele" u. s. w.

Deutsch

von

A. Kretzschmar.

Erster Band.

Wurzen,

Verlags-Comptoir.

1860.

Sieben Jahre,

und

andere Erzählungen.

Erster Band.

Erstes Kapitel.

Von allen ehrwürdigen Plätzen der Stadt Paris ist der Marais, so zu sagen, der König. Andere Plätze können sich vielleicht eines höheren Alters rühmen, aber keiner kann mit ihm in Bezug auf die Erinnerungen an entschwundenen Glanz wetteifern, der noch auf ihm zu weilen scheint.

Hier schwelgte einst unter der Herrschaft des prachtliebendsten Monarchen Frankreichs der lebenslustigste und üppigste Theil des französischen Adels. Hier erbaute er sich stattliche Wohnungen, welche die Hand der Zeit lange respectirte und die der Hammer des Gleichmachers jetzt schamlos eine nach der andern niederreißt, ohne Rücksicht auf die historischen Denkmäler, die er vernichtet.

Schonungslos fegt er Erinnerungen an Ludwig den Vierzehnten hinweg, den seine Zeitgenossen den

Großen nannten — Wohnungen, in denen die Gelage seiner Hofherren und die heiteren Witzworte seiner Hofschönheiten noch als Gespenster sich umherzutreiben scheinen, und überantwortet sie alle mit philosophischer Gleichgültigkeit und Unparteilichkeit dem Staube und der Vergessenheit.

Aber nicht der ganze Marais ist niedergerissen. Er ist noch jetzt berühmt wegen seiner offenen, stattlichen Straßen, in welche sich allmählig der industrielle Verkehr eindrängt; wegen seiner großen Hotels, die jetzt der Handel in Beschlag genommen, und wegen der geräumigen, luftigen Gärten, welche sich hier und da auf der Hinterseite dieser stolzen Wohnungen befinden und die ganze Nachbarschaft mit dem süßen Frühlingsdufte junger Hollunderbäume oder dem Sommerparfüm unsichtbarer blühender Rosen erfüllen.

In einer der schönsten Straßen des Marais stand vor einigen Jahren ein stattliches Haus, welches die Nummer Zwei führte. Der hohe gewölbte Thorweg, die mit Bildhauerei verzierten Fenster und die gußeisernen Balkone, das hohe Schieferdach und die Alles überragenden Schornsteine verriethen die Wichtigkeit und Bedeutsamkeit dieses Hauses.

Und dennoch zeigten sich an diesem gewölbten Thorwege, der fortwährend offen stand, unverkennbare Spuren, daß, wenn auch Stein und Mörtel noch so

fest waren wie je, die Veränderlichkeit des Glücks dennoch auch auf diese nicht so glänzende Wohnung ihren Einfluß geäußert hatte.

Mehrere an der Wand angenagelte und mit großgemalten Buchstaben bedeckte Breter enthielten die Namen der verschiedenen Bewohner des Hauses und entsprachen anderen Aushängebretern, die von den eisernen Balkonen herabbaumelten. In der zweiten Etage waren Lampen zu haben, in der dritten Zimmermöbels, eine Spitzenausbessererin bewohnte die vierte und die Miethbewohner der fünften waren zu bescheiden, um durch dergleichen Inschriften die öffentliche Aufmerksamkeit für sich zu beanspruchen. Sie waren zufrieden damit, daß sie existirten, und überließen die Würde von Aushängeschilden und Zeichen Leuten, die mehr galten als sie.

Jedes Haus in Paris ist um einen Hof herum gebaut, und je älter das Haus, desto umfangreicher ist dieser Hof — eine Regel, die nur wenige Ausnahmen hat.

Der Hof des Hauses, von welchem wir hier sprechen, war viereckig, gepflastert und umgeben von Mauern und Fenstern, aus welchen oft verschiedene Köpfe lugten — Köpfe, die nicht gerade an den aristokratischen Typus oder die prachtvolle Toilette der Höflinge Ludwigs des Vierzehnten erinnerten.

Rauhe, unrasirte Gesichter und blaue Blousen, was die Männer, schlichte weiße Hauben und Kattunkleider, was die Frauen betraf, machten den Contrast so schneidend wie das Herz irgend eines Republikaners es nur hätte wünschen können.

Allerdings war dies nur der demokratische Theil des Hauses und hatte Nichts zu schaffen mit den wohlhabenden, sauberen Bewohnern der zweiten, dritten und vierten Etagen.

Zwei finstere und moderne Treppen führten zu den verschiedenen Wohnungen dieses Hofgebäudes, welches Madame Grand, die Portière oder Thürhüterin des ganzen Hauses, mit stolzer Verachtung, um nicht zu sagen mit Abscheu, betrachtete, wogegen eine wirkliche ächte alte Treppe, so alt wie das Haus selbst — eine Treppe, die nicht weit von der Thürhüterloge unter dem Schutze dieses Thorwegs sich öffnete — sanft und bequem ansteigend nach den Zimmern führte, deren Fenster auf die Straße gingen und die sich Madame Grand's ganz besonderer Gunst erfreuten, weil sie von anständigen und ganz besonders — denn die Welt ist überall dieselbe — weil sie von wohlhabenden Leuten bewohnt wurden.

Das englische Bausystem ist der Entwickelung der Treppe nicht günstig. Schmal, hölzern und ordinär klettert sie zwei Etagen und eine Mansarde

hinauf und macht dann, nachdem sie gethan, was sie zu thun hatte, Halt. Mag sie nun mit Teppich oder Wachstuch, oder mag sie gar nicht bedeckt sein, sie ist eine ordinaire Treppe und wird eine solche bleiben bis an's Ende.

Die Treppe des Continents dagegen strebt nach Großartigkeit. Vielleicht erreicht sie ihr Ziel nicht immer, aber ein gewisser Grad von Würde ist das Resultat des Versuches. Die Treppen des Marais — besonders wenn sie das siebzehnte Jahrhundert als das Datum ihrer Entstehung in Anspruch nehmen — sind berühmt wegen ihrer Stattlichkeit. Die breiten, niedrigen steinernen Stufen steigen langsam empor, bewacht von eisernen mit Laubwerk und Renaissance-Verzierungen reich geschmückten Geländern.

Eine solche Treppe war die des Hauses, von welchem wir hier sprechen — viel zu großartig für die Lampen in der zweiten Etage, für das Möbelmagazin in der dritten und die Spitzenwäscherei in der vierten, aber keineswegs unpassend zu der ruhigen, stattlichen Bewohnerin der ersten Etage, Madame la Roche.

Madame la Roche war in Nummer Zwei geboren, eben so wie ihre Mutter und Großmutter vor ihr, denn dieses Haus, welches ihr Eigenthum war,

erbte stets in weiblicher Linie weiter und in Nummer Zwei hoffte Madame la Roche, die jetzt schon über siebzig Jahre alt war, zu leben und zu sterben.

Das Haus hatte, indem es durch verschiedene Hände gegangen war, viele Veränderungen erfahren, die schöne Reihe von Zimmern in der ersten Etage aber war beinahe unverändert geblieben, seitdem sie für die Urgroßmutter der Madame la Roche, die sie als jugendliche Braut von siebzehn Jahren betrat, zuerst eingerichtet und ausgestattet worden.

Das Meublement war schön, solid und gut, und ein den Besitzerinnen des Hauses angeborener gewisser Grad von Trägheit hatte den hinterlistigen Neuerungen der Mode Widerstand geleistet.

Demzufolge konnte selbst das Museum von Cluny sich kaum größerer Schätze an geschnitzten Schränken, eingelegten Tischen, kostbarem Porcellain und Curiositäten aller Art rühmen, als die Zimmer der Madame la Roche, welche sich in ihrer Trägheit freute, so viele werthvolle Dinge zu besitzen, in der That aber und ausgenommen um alter Familienerinnerungen willen sich keinen Pfifferling darum kümmerte.

In diesen großen, geräumigen und bequemen Zimmern, welche die Aussicht auf die Straße hatten und den plebejischen Hinterhof ignorirten, lebte

Madame la Roche um so angenehmer, als sie sich des Vorrechts und Luxusgenusses eines Gartens erfreute, welcher, obschon klein, doch mit den hängenden Gärten von Babylon wetteiferte, weil er eben so wie diese auf künstliche Weise über das gemeinsame Niveau dieser Welt erhöht war.

Nummer Zwei war ein Eckhaus.

Madame la Roche's Zimmer hatten daher die Aussicht auf eine viereckige Terrasse, welche die Ecke zweier Straßen bildete, und zwischen diese den grünen Rasen eines kleinen Grasplatzes, den Silberschaum einer kleinen Fontaine und das Laub und die Blüthen üppiger Flieder- und Geisblattbäume schob.

Ein mit Rosen bedecktes Bosket, in welchem Madame la Roche sehr gern saß, und ein schönes Vogelhaus vervollständigte die Genüsse dieses Platzes.

Um Allem die Krone aufzusetzen, hatten nicht mehr als etwa ein Dutzend Fenster die Aussicht darauf. Manchen Leuten würde dies freilich zu viel gewesen sein, aber Madame la Roche, welche in ihrem Leben niemals etwas Unrechtes gethan, hatte Nichts zu verheimlichen und würde mit vollkommener Seelenruhe selbst in einem Glashause gewohnt haben.

In diesem Garten — denn ein Garten war es — wandelte vor einigen Jahren an einem lieblichen Maimorgen ein junges Mädchen und pflückte Blumen.

Es war noch früh. Das Gras funkelte von Thau, welcher nicht blos auf Gute und Böse, sondern auch auf die Gottlosigkeit der großen Städte und auf die Unschuld des Landlebens fällt.

Der Duft des Flieders und Geisblattes war fast überwältigend. Die kleine Fontaine plätscherte lustig in ihrem von schönen Blumen eingefaßten steinernen Becken und die Vögel in dem Vogelhause sangen ihre heitersten Weisen, während kecke Sperlinge die von reichen kleinen Verschwendern umhergestreuten Samenkörner aufpickten und wohlgemuth und frei in den Sandgängen umherhüpften.

Das junge Mädchen blieb auf dem Pfade, den sie eingeschlagen, stehen, fuhr mit der Hand in eine kleine Schürzentasche und nahm einige Krumen heraus, welche sie zu ihren Füßen umherstreute, worauf sofort eine gierige Menge sich furchtlos und zutraulich um sie versammelte.

Das junge Mädchen sah ihnen mit vergnügtem, triumphirendem Lächeln zu, ohne zu wissen, daß sie, während sie mit den Blumen in der Hand dastand, ein Gegenstand der Betrachtung für einen langen, rüstigen Tapezierer war, der ihr gegenüber ganz bequem auf einer Leiter stand, allerdings nicht zu dem Zwecke, um sie anzusehen, denn er hing in seinem uneröffneten Laden Stühle auf, der aber den Vortheil,

den dieser erhabene Standpunct ihm gewährte, so gut als möglich benutzte und den Garten und seine frühe Besucherin einer genauen Musterung unterzog.

Sie war noch sehr jung, erst sechzehn Jahre, und selbst wählerische Augen würden durch ihre leichte geschmeidige Gestalt und graziösen Bewegungen sehr angenehm berührt worden sein.

Obschon aber ihr sauber geflochtenes dunkles Haar in der Sonne glänzte, obschon ihr bewegliches Gesicht die ganze ausdrucksvolle Lebendigkeit des pariser Typus besaß — wenn man nämlich irgend Etwas, was diesem complicirten Menschenschlage angehört, mit dem Namen Typus bezeichnen kann — so war das junge Mädchen doch nicht hübsch.

Ihre Gesichtsfarbe war bleich und sogar fahl, und sie war entschieden mager.

Ihr Anzug war nett, aber sehr einfach. Ein kleines gedrucktes Kattunkleid mit weißem Halskragen und dergleichen Aermeln bewies, daß sie in Bezug auf Geschmack und Toilette eine ächte Pariserin war.

Die Sperlinge waren gefüttert, und wieder zu ihrer ersten Beschäftigung, dem Blumenpflücken, zurückkehrend, drehete sich das junge Mädchen herum, als ihr rasches Auge über der niedrigen Steinmauer, die den Garten umgab, die vollen Umrisse eines Männergesichts erblickte.

Sie machte deßwegen in ihrer Beschäftigung keine Pause, bemühte sich aber, durch einen zweiten Blick zu entdecken, wem das Gesicht gehörte.

Sie gewahrte die Leiter und auf derselben stehend den wie bezaubert Schauenden, dessen Augen alle ihre Bewegungen zu verfolgen schienen.

Auch sah sie, obschon er es nicht sah, zwei oder drei Arbeiter in dem Laden, die ihren Meister auf der Leiter neugierig betrachteten und augenscheinlich nicht zu errathen vermochten, wornach er so aufmerksam ausschaute.

Bei der gegenwärtig in den Straßen noch herrschenden Morgenstille konnte sie sogar die Bemerkungen hören, welche diese Arbeiter machten.

„Der Meister studirt die Fensterdraperieen der Madame la Roche," sagte der Eine.

„Sie sind ganz im Style Ludwig's des Fünfzehnten, glaube ich," bemerkte ein Anderer.

Das junge Mädchen beschloß, sie zu enttäuschen, obschon ihr durchaus Nichts daran lag, sich zu zeigen.

Deßhalb erhob sie ihre Stimme und begann in so jungen und heitern Tönen zu singen, daß dadurch sehr deutlich bewiesen ward, der auf der Leiter Stehende könne einen etwas moderneren Gegenstand zu betrachten haben als Madame la Roche's Draperieen à la Ludwig der Fünfzehnte.

„Oho," sagte der erste der beiden Sprechenden im Laden.

Der Andere lachte ganz laut und ungenirt.

Der auf der Leiter stehende junge Mann erröthete bis an die Schläfe und stieg langsam herunter.

Das über seine Bloßstellung erfreute Mädchen im Garten fuhr fort zu singen wie eine Lerche, und entfernte sich nicht eher als bis ihre Schürze mit Blumen gefüllt war.

Dann stieß sie eine Glasthür auf, trat in ein schönes Speisezimmer, welches von der Morgensonne hell erleuchtet ward, und begann ihre Blumen in ein paar alte blaue Porcellainvasen zu stecken, die das bunte Farbenspiel derselben auf geeignete Weise hervortreten ließen.

Es dauerte nicht lange, so öffnete sich eine der Thüren des Speisezimmers und eine kurze, starke, runde Frau, die längst über die mittlern Jahre hinaus war, steckte den Kopf hinein und sagte in schmeichelndem Tone:

„Nun, liebe Fanny, kannst Du kommen?"

„Unter keiner Bedingung," entgegnete Fanny ruhig. „Ihr seht, Marie, wie ich beschäftigt bin."

„Ja, allerdings, das bist Du," antwortete Marie. „Ich sage es auch immer zu Charlotten."

Und ihr Kopf verschwand.

Nach einigen Secunden öffnete sich eine andere Thür und ein zweites weibliches Gesicht, noch älter, ruhiger und bleicher als das Mariens, kam zum Vorschein.

„Kind," sagte es, „ich glaube, es ist Zeit, das Plätten vorzunehmen."

„Ich kann mich nicht eher um etwas Anderes bekümmern, als bis ich meine Blumen untergebracht habe," antwortete Fanny rebellisch.

Es trat eine Pause wie des Zweifels ein, dann verschwand der Kopf, die Thür schloß sich und Fanny blieb Herrin des Feldes.

Sie fuhr in ihrer Beschäftigung fort, als ob sie an dergleichen Siege viel zu sehr gewöhnt wäre, um noch darauf zu achten; aber es dauerte nicht lange, so ließ sich das leise Klingeln eines silbernen Glöckchens in einem innern Zimmer vernehmen.

Sofort warf Fanny ihre Blumen hin und eilte fort, um dem Rufe zu gehorchen.

Zweites Kapitel.

Madame la Roche saß in einem Lehnstuhle in ihrem Zimmer.

Schwere Damastvorhänge verbargen zur Hälfte das hohe Bett. Alterthümliche Kupferstiche und verblichene Portraits in länglich runden Rahmen hingen an den Wänden und weibliche Siebensachen lagen auf spindelbeinigen Stühlen umhergestreut.

Vasen von jeder Form, zahllose Schirme und kleine Tischchen und Consolen schufen eine niedliche Verwirrung. Das Fenster stand offen. Die Morgenluft strömte herein und wehete sanft Madame la Roche an, die, wie wir schon sagten, in einem Lehnstuhle saß — mit dem Ausdrucke der Gelassenheit in ihrem ruhigen Gesichte und dem Glücke der Ruhe in ihren sanft über den Knieen gefalteten Händen.

Ein weites Morgengewand verhüllte ihre Gestalt, ein hübsches Morgenhäubchen umrahmte ihr sanftes, altes, aber immer noch schönes Gesicht — ein Gesicht, auf welchem die Sorge wenig Linien zurückgelassen, die überdies von der Zeit wieder hinweggeglättet worden waren.

Ihr zur Hand stand ein kleiner Tisch, auf welchem das kleine silberne Glöckchen stand, durch welches Madame la Roche ihren Wunsch kundgegeben, und dessen Rufe das junge Mädchen so rasch gefolgt war, daß es kaum aufgehört hatte zu klingeln, als auch schon die Thür der alten Dame sich öffnete und Fanny auf der Schwelle erschien.

„Liebes Kind, ich klingelte Marien," sagte Madame la Roche lächelnd.

„Aber ich war in dem Speisezimmer," entgegnete Fanny ein wenig eifersüchtig. „Es schadet doch Nichts, daß ich gekommen bin?"

„O nein," sagte die alte Dame nachdenklich, „ich glaube nicht, daß es Etwas schaden kann. Wohlan, Kind, ich klingelte, um zu sagen, daß ich glaube, ich werde heute Morgen im Garten frühstücken."

„Ich werde Alles dazu bereit machen," rief Fanny mit großem Eifer. „In fünf Minuten werde ich kommen und Sie holen."

„Gut, gut, liebes Kind," entgegnete Madame la Roche in sanftem Tone, „Du brauchst nicht zu eilen — zehn Minuten werden hinreichend sein."

Aber Fanny war schon fort.

Mit ruhiger Verwunderung über die seltsame Hastigkeit der Jugend lehnte Madame la Roche sich wieder in ihren Stuhl zurück, strich ihr Kleid glatt und faltete wieder über demselben ihre mit Grübchen versehenen weißen Hände — Hände, die zum Müssiggange geschaffen waren, oder wie Madame la Roche in der höflichen und gewählten Ausdrucksweise, in die sie ihre Gedanken einzukleiden pflegte, gesagt haben würde: „Hände, welche die Natur zur Ruhe bestimmt."

Das Glück hatte die Natur in Bezug auf Madame la Roche freundlich unterstützt.

Sie war in Wohlstand geboren und auferzogen. Sie heirathete jung einen reichen Juristen, der sie bald als Witwe mit einem schönen Vermögen und einem einzigen Kinde, einer Tochter, zurückließ, die eben so wie ihre Mutter frühzeitig heirathete und zwar, ebenfalls wie ihre Mutter, sehr glücklich.

Auf diese Weise hatte Madame la Roche mit wenig, was sie beunruhigte, und mit fast Nichts Thun das ungetrübteste Leben geführt und in aller Ruhe ihr siebzigstes Lebensjahr erreicht.

Sie besaß ein wohlwollendes Herz, eine liebenswürdige Gemüthsart, ein sehr ruhiges Temperament und nur einige wenige passive Fehler, die niemals Jemandem Etwas zu Leide gethan.

Ihr Leben hatte sie in dem Hause zugebracht, in welchem wir sie jetzt finden. Hier war sie geboren und hier hoffte sie, eben so wie ihre Vorgängerinnen, zu sterben — „so spät als möglich," setzte sie lächelnd hinzu.

Mittlerweile hielt Madame la Roche sich einen Diener, eine Köchin, zwei Mägde oder Zofen, die beinahe eben so alt waren als sie selbst, und anstatt des Papagei's oder Schooßhundes, den man bei jeder bejahrten Dame voraussetzt, ein heiteres sechzehnjähriges Mädchen Namens Fanny, welches zufällig die Pathe ihrer Magd Charlotte war.

An Fanny's Geplauder ergötzte sich Madame la Roche. Wenn ihr Garten und ihre Zimmer ihr nicht hinreichende Leibesbewegung gewährten, machte sie in ihrer alten Familienequipage einen Ausflug und besuchte einige Freunde, die sie dann und wann zu Tische lud.

Jeden Sonntag ging sie in die benachbarte Kirche, um die Messe und Vesper zu hören.

Wie Madame la Roche ihre übrige Zeit hinbrachte, möchte ihr selbst schwer geworden sein zu

sagen; obschon sie aber sicherlich ein nützlicheres Leben hätte führen können, so konnte doch selbst die Verleumdung nicht sagen, daß ihre Existenz eine harmlosere hätte sein können als sie war.

Ihre Gemüthsart war beinahe vollkommen und es war ein fast der Geschichte angehöriger Umstand, daß kein Mensch Madame la Roche jemals unruhig oder zornig gesehen.

Indessen, da fünf Minuten, dann zehn und sogar fünfzehn Minuten vergingen und weder Fanny noch das Frühstück zum Vorschein kam, gerieth Madame la Roche doch in einige Verwunderung, rückte in ihrem Stuhle hin und her und streckte zuletzt die Hand aus und klingelte mit einem leichten Anflug von Ungeduld nochmals.

Da auf diesen ersten Ruf keine Antwort erfolgte, so wiederholte sie ihn und gleich darauf öffnete sich die Thür, Marie erschien und trat mit entschlossenem Blicke herein.

Wir haben schon gesagt, daß Marie klein, rund und stark war. Wir können auch hinzufügen, daß sie jetzt eine kegelförmige normännische Haube trug, daß sie ein rothes Gesicht, ein rasches Auge, eine rasche Zunge und bedeutende Rüstigkeit des Geistes und des Körpers besaß.

Krittliche Personen meinten, Marie sei etwas

zu heftig, und beschwerten sich zuweilen über ihre Gemüthsart; aber dabei war man einverstanden, daß sie das Herz auf dem rechten Flecke habe — denn wie es scheint, befindet sich dieses nützliche Organ in dem menschlichen Körper nicht alle Mal da, wo es sein sollte — und dieser Vorzug ward für hinreichend gehalten, um viele Fehler aufzuwiegen.

„Marie," hob Madame la Roche an, „ich habe zwei Mal geklingelt."

„Ich plättete," sagte Marie kurz, „und besorgte Charlottens Arbeit. Uebrigens wissen Sie, Madame, daß dies die Stunde ist, wo ich meine Haube aufsetze."

Madame la Roche versuchte nicht gegen dieses letzte Argument Etwas einzuwenden. Selbst Geßler's Hut war kein ernsteres Emblem der absoluten Gewalt für das unglückliche Uri, als Mariens hohe Haube in Madame la Roche's Hauswesen.

Sie erhöhete die Wichtigkeit derselben dadurch, daß sie auf eine stolze Weise davon sprach, die in dieser Beziehung keinen Scherz und kein leichtsinniges Geschwätz gestattete. Jeder fürchtete deßhalb diese Haube heimlich oder eingestandenermaßen — Jeder von Madame la Roche abwärts, ausgenommen Fanny,

die ein verzogenes, keckes Kind war und sich vor Nichts unter der Sonne fürchtete.

„Konnte denn Fanny Dir nicht plätten helfen?" sagte Madame la Roche.

„Fanny!" rief Marie hitzig werdend. „Fanny war im Garten und pflückte Blumen. Ich glaubte nicht, Madame, daß Sie auf Fanny schelten würden."

„Mein Himmel!" rief Madame la Roche, „das fällt mir auch nicht ein. Das gute Kind kann natürlich nicht an zwei Orten zu gleicher Zeit sein."

„Es giebt Nichts, was Fanny nicht Ihnen zu Liebe thäte, Madame."

„Ich beklage mich auch nicht über sie," sagte Madame la Roche in sanftem Tone. „Es thut mir nur Leid, daß Du es zuweilen thust, Marie."

„Ich, Madame!" rief Marie mit dem größten Erstaunen.

„Ja, ich hörte Dich heute Morgen schelten, weil die Flügel Deiner Haube nicht zu Deiner Zufriedenheit ausgeglättet waren. Ich wünsche nicht, Fanny ausschelten zu hören."

„O, Madame, freilich, wenn Sie mit meiner armen Haube anfangen," sagte Marie sarkastisch.

„Mein Himmel," entgegnete ihre Herrin in kläglichem Tone, „Deine Haube ist es nicht, was

mir gerade jetzt am Herzen liegt, sondern vielmehr mein Frühstück, welches ich nicht bekommen kann."

Ehe Marie noch den Mund öffnen und sagen konnte, sie wisse längst, daß Madame sich weder um sie, noch um ihre Haube kümmere, öffnete sich die Thür und Charlotte erschien wie eine Friedenstaube.

Marie rümpfte die Nase und warf den Kopf empor. Sie und Charlotte waren seit fünfundvierzig Jahren unversöhnliche Feinde und nur in einem einzigen Punkte einig — der Liebe zu Fanny, obschon jede that, als ob sie die andere als Feindin oder wenigstens Gegnerin dieses gemeinsamen Lieblings betrachtete.

Charlotte war klein und dick wie Marie, obschon sie ihr nicht im Mindesten ähnlich war. Ihr Gesicht besaß eine sanfte Breite und ihre Gestalt eine milde Wucht, worauf die lebhafte Marie keinen Anspruch machen konnte.

Eben so wie Marie besaß sie ein eigenthümliches Temperament, aber es war sanft und honigsüß, selbst während es ritzte, und versetzte gleich der Biene schmerzhafte Stiche.

Charlotte war Witwe und hatte Madame la Roche zunächst als Amme für ihre Tochter gedient, kraft welches Amtes sie eine ruhige Würde behauptete, die durch Nichts getrübt werden konnte und die mehr

als irgend etwas Anderes dazu beitrug, Mariens Gleichmuth zu stören.

Wie Madame la Roche es anfing, zwischen diesen beiden herrschsüchtigen Gemüthern hindurchzusteuern, wußte Niemand genau. Beide behandelten sie wie ihr besonderes Eigenthum, aber nach verschiedenen Methoden. Marie fand es gerathen, ihre Herrin aufzurütteln, und Charlotte, sie zu beschwichtigen.

Madame la Roche ließ beiden ihren Willen und freute sich, wenn sie dann und wann den ihrigen haben konnte.

Doch, wie wir sagten, Charlotte trat jetzt ein wie eine Friedenstaube, und ohne von Mariens feindseligem Naserümpfen Notiz zu nehmen, sagte sie in besänftigendem Tone:

„Das Frühstück ist fertig, wenn Sie herauskommen wollen, Madame."

Madame la Roche erhob sich und nahm Charlottens Arm. Marie sah grimmig zu und fragte in ziemlich spitzem Tone:

„Darf ich wissen, weßhalb Madame klingelte?"

„Ich fühle mich ein wenig schwach," antwortete Madame la Roche ausweichend. „Gieb mir Deinen Arm auch, Marie."

So auf beiden Seiten gestützt, schritt die sanfte

und politische Dame sanft aus dem Zimmer hinaus auf den terrassenartigen Garten, wo Fanny mit strahlendem Lächeln bereit stand, sie zu empfangen und in die Laube zu führen.

Hier hatte sie, obschon sie allerdings etwas mehr als zehn Minuten dazu gebraucht, ein ganz delicat aussehendes kleines Frühstück besorgt.

Ein schneeweißes Tuch bedeckte den einfachen Gartentisch. Elegante Porzellantassen warteten auf den duftigen Kaffee in der alten silbernen Kanne — croissants oder Hörnchen, ein sehr angenehmes französisches Gebäck, einige kleine Brötchen und kleine Scheiben frische Butter zeigten sich auf mehrern Tellern.

Die beiden alten Mägde ließen einen Ausruf der Freude hören.

„Wunderschön!" sagte Charlotte.

„Niemand versteht es so wie sie!" rief Marie.

„Mein liebes Kind," sagte Madame la Roche lächelnd, „Deine Belohnung soll darin bestehen, daß Du mit mir frühstückst."

„Und wir wollen Ihnen beiden aufwarten," rief Marie eifrig.

Fanny war an solche Gunstbezeigungen zu sehr gewöhnt, als daß sie Etwas dagegen eingewendet hätte. Sie setzte sich ihrer freundlichen Beschützerin

gegenüber und frühstückte mit ihr ohne alle weitere Umstände, und erlaubte sogar ihrer Pathe oder Marien, sie zu bedienen.

Es war kein ungewöhnliches Ereigniß, Madame la Roche im Garten frühstücken zu sehen, aber dennoch zeigten sich bald zahlreiche Köpfe an den verschiedenen Fenstern, welche die Aussicht auf den Garten hatten, und zwar in der lobenswerthen Absicht, Alles, was hier vorging, zu beobachten und so viel als möglich von der Conversation zu erschnappen.

Madame la Roche und Fanny setzten beide dieser dreisten Musterung die größte Gleichgültigkeit entgegen.

Daß bei Marien dies nicht der Fall war, ging sehr bald aus einer Aeußerung Charlottens hervor.

„Wie roth Ihr im Gesicht seid, Marie,“ bebemerkte sie freundlich — „Ihr habt förmliche Hitzblattern.“

„Vielleicht bin ich es, vielleicht auch nicht,“ entgegnete Marie kurz.

„Es kommt viel auf's Temperament an,“ fuhr Charlotte fort. „Ich sagte dies oft zu meiner Tochter Monica, die jetzt mit ihrem Taugenichts von Mann in Amerika ist. „Sieh mich an, Kind,“ sagte ich oft zu ihr, „Du siehst, was für einen reinen, glatten

Teint ich habe. Das kommt blos vom Temperament, liebes Kind. Sei leidenschaftlich, und Du wirst roth und unangenehm aussehen — sei ruhig, und Du wirst rein und weiß sein.“ Viele Menschen scheinen aber gar nicht zu wissen, was das Temperament mit der Gesichtsfarbe zu thun hat.“

„Mag es damit zu thun haben, was es will,“ sagte Marie zornig, „so weiß ich so viel, wenn ich den Kopf dieses Kerls da oben unter meinem rechten und den des schmunzelnden kleinen Affen daneben unter meinem linken Arme hätte, so wollte ich sie beide quetschen, daß ihnen das Lachen vergehen sollte.“

„Mein Himmel, welch' ein seltsamer Wunsch!“ sagte Madame la Roche, indem sie mit ruhig überraschter Miene ihre Tasse niedersetzte. „Ich hörte einmal von einem römischen Kaiser, welcher wünschte, daß die ganze Menschheit nur Einen Kopf hätte — aber weißt Du, Marie, es würde Dir auch wehe thun,“ setzte Madame la Roche hinzu, indem ihr plötzlich dieser praktische Einwand gegen Mariens Plan beiging.

„Daraus würde ich mir Nichts machen,“ sagte Marie keck. „Ich hasse solche Gaffer.“

„Laß sie doch gaffen,“ entgegnete Madame la

Roche gutmüthig. „Ich glaube, sie sehen gern die Vögel und die Blumen und Fanny."

„Mariens Haube ist schuld," bemerkte Charlotte. „Sie will nicht glauben, daß die Pariser sich niemals an diese hohen kirchthurmartigen Hauben gewöhnen werden."

„Ich trage meine normännische Haube seit sechzig Jahren," begann Marie stolz.

„Länger noch," warf Charlotte ein — „seit wenigstens fünfundsechzig Jahren, Marie."

„Nehmt das Geschirr weg," sagte Madame la Roche hastig, indem sie aufstand. „Fanny, liebes Kind, reiche mir Deinen Arm und zeige mir die neuen Blumen."

Die neuen Blumen waren von dem Schauplatze des Streites so weit entfernt, als die Grenzen des Gartens erlaubten. Sie waren am Fuße der niedrigen Mauer gepflanzt, über welche man auf die Straße sah.

Madame la Roche neigte sich über die Blumen, wie um ihren Wohlgeruch einzuathmen, dann schaute sie auf den neu eröffneten Laden hinunter und sagte langsam:

„Fanny, liebes Kind, wer ist dieser junge Mann, der, so lange wir beim Frühstück saßen, kein Auge von Dir verwendete?"

Fanny's Augen erhoben sich trügerisch bis zu jeder dritten und vierten Etage aller umliegenden Häuser, während sie mit höchst unschuldigem Blicke antwortete:

„Ich sehe keinen jungen Mann, Madame."

„Nein, liebes Kind, dort oben nicht, sondern unten in dem Tapeziererladen steht ein sehr langer junger Mann, der Dich, während wir beim Frühstück saßen, so ununterbrochen ansah, daß ich kaum glaube, es sei das erste Mal, daß er es gethan. Weißt Du, wer er ist?"

„Der Besitzer dieses neuen Tapeziererladens, glaube ich," entgegnete Fanny.

„Kannst Du mir seinen Namen lesen, liebes Kind?"

„Jean Baptist Watt," sagte Fanny, indem sie einen gleichgültigen Blick auf die vergoldeten Buchstaben über dem neuen Laden warf.

„Gut," sagte Madame la Roche, indem sie sich ein wenig in die Höhe richtete, „ich werde Herrn Jean Baptist Watt es noch ein paar Mal so hingehen lassen; wenn er aber fortfährt, Dich so anzustieren, so werde ich ihn in aller Höflichkeit ersuchen, diese Ungezogenheit nicht weiter zu treiben, und ihm bemerklich machen, daß es unartig und unnachbarlich

ist, zwei Damen, die sich in ihrem Garten amüsiren, auch nur mit Blicken lästig zu fallen.“

Fanny lächelte schüchtern, und Madame la Roche, die mit dem stolzen Entschlusse, zu welchem sie gelangt, zufrieden war, machte die Runde durch ihren Garten und freuete sich über ihren Rasenplatz, ihre Fontainen und ihre Vögel wie der Besitzer von dreißig Ackern.

Drittes Kapitel.

Fanny war ihres Gewerbes eine Kleidermacherin. Sie ging fast jeden Tag auf Arbeit. Sie fütterte die Vögel oder pflückte Blumen, ehe sie fortging, während Madame la Roche noch in ihrem Zimmer war.

Wie konnte daher ihre Beschützerin das gute oder schlimme Benehmen ihres jungen Nachbars überwachen?

Und da Fanny sich weder über ihn beschwerte, noch in irgend einer Weise auf ihn anspielte, so schlüpfte die ganze Sache der guten Dame wieder aus dem Gedächtnisse, und Jean Baptist Watt gaffte, oder gaffte nicht, wie ihm beliebte.

Charlotte, die niemals einen Fuß in den Garten setzte, wenn sie nicht durchaus mußte, übte keine Ueberwachung über ihre Pathe, und wenn Marie

diese Räume betrat, so geschah es, um drohend nach dem Fenster hinaufzuschielen, an welchem sie die beiden Verbrecher bemerkt, an deren Köpfen sie die verdiente Strafe zu vollziehen wünschte, gegen welche Madame la Roche Protest eingelegt.

Auf die niedrigen Regionen der Straße und des Arbeitsladens warf Marie nur selten einen Blick.

Wir brauchen kaum zu sagen, daß Jean Baptist Watt fortfuhr, herüberzuschauen — wenigstens so lange, als Fanny ihm Gelegenheit dazu gab — was nur selten der Fall war, denn das junge Mädchen war von schüchterner Natur und deßhalb wohl bereit, ihn durch einen Schimmer ihres unter grünem Gesträuch und schlanken Bäumen halb sichtbaren Antlitzes zu necken, aber keineswegs, ihm einen vollen und bequemen Gegenstand zur Betrachtung zu gewähren.

Dieses Spiel hätte indessen noch lange seinen Fortgang haben können, wenn nicht unerwarteter Weise Herr Noiret sich dareingemischt hätte.

Herr Noiret war einer von Madame la Roche's ältesten Freunden. Er war sechzig Jahre alt — ein hagerer, vertrockneter, aber stattlicher alter Herr, und kräftiger, rühriger und gesünder als mancher jüngere Mann.

Dabei war er auch ein Gentleman aus der alten Schule und trug einen Zopf, kurze Beinkleider und

schwarzseidene Strümpfe und Schuhe mit goldenen Schnallen.

Seine Züge waren etwas spitz, aber nicht ohne einen ruhigen Humor mit einer leichten Beimischung von Sarkasmus. Seine scharfen braunen Augen funkelten mit muthwilligem Glanze unter seinen grauen Brauen, und seine weißen Zähne schimmerten fast zu weiß und scharf hinter seinem vollen gutmüthigen Munde hervor.

Zu diesen Einzelheiten brauchen wir nur noch hinzuzufügen, daß Herr Noiret unverheirathet war, daß er sich eines guten Einkommens erfreuete und daß er jährlich mehrmals in großem Pomp bei Madame la Roche dinirte.

Eben an diesem Tage, einem der schönsten des Monats Juni, hatte er bei ihr dinirt. Die Mahlzeit war vorüber und es folgte darauf die herkömmliche Tasse schwarzer Kaffee, den Madame la Roche und ihr Gast im Garten tranken, während Fanny bediente.

Der Abend war hell und ruhig. Kein Lufthauch bewegte die jetzt voll aufgeblüheten Rosen des Boskets, mit deren Farbe Herr Noiret mehr aus Höflichkeit als der Wahrheit getreu Fanny's Wangen verglich.

„Ja, das Kind ist nicht übel," sagte Madame la Roche, indem sie ihre Günstlingin mit freundlichem Blicke betrachtete. „Sie wächs't auch — meinen Sie nicht, Herr Noiret?"

„Wie eine Lilie," sagte Herr Noiret lächelnd, „gerade, schön und bescheiden, aber mit einer Gabe des Erröthens, welche der Lilie nicht verliehen ist."

Fanny, welche Herrn Noiret nicht sonderlich gewogen war, zog eine verächtliche Miene, wie um anzudeuten, daß sie nicht seinetwegen erröthe.

„Und Fanny hat auch Bewunderer, wie ich bemerke," fuhr Herr Noiret fort, indem er sich in seinen Stuhl zurücklehnte und nachlässig nach dem gegenüber befindlichen Laden blickte. „Dieser lange gelbhaarige Tapezierer hegt eine unverkennbare Bewunderung für Fanny."

„Das Benehmen dieses jungen Mannes wird unanständig," sagte Madame la Roche in stolzem Tone. „Ich muß mich wirklich einmischen."

Herr Noiret that einen langen, leisen Pfiff.

„Also ein alter Uebelthäter, wie ich sehe," bemerkte er mit verschmitzter Miene. „O Fanny, Fanny!"

„Fanny hat Nichts damit zu schaffen, Herr Noiret. Geben Sie mir einen guten Rath."

Herr Noiret bewegte die Hand mit einer protestirenden Geberde, welche andeutete: „Ich kann nicht — entschuldigen Sie mich," und mit einem verstohlenen Blicke auf Fanny, welcher sagte: „Nicht in ihrer Gegenwart, wenn es Ihnen recht ist."

Madame la Roche verstand den Wink und sagte in sanftem Tone zu dem jungen Mädchen:

„Du kannst dieses Geschirr forttragen, liebes Kind."

Fanny war dieser Auftrag gerade recht; sie nahm daher das Kaffeebrett vom Tische und ging damit in das Haus.

„Mein lieber Herr Noiret, was soll ich thun?" rief Madame la Roche in kläglichem Tone. „Ich ging schon mit dem Gedanken um, an der Thür dieses jungen Mannes aus dem Wagen zu steigen und ihn ernstlich zu bitten, nicht auf diese seltsame Weise hier herüber zu sehen — aber wenn ich mir die Sache richtig überlege, so scheint es, als könnte man mit den Leuten nicht Zank deßwegen anfangen, daß sie irgend wohin sehen — meinen Sie nicht auch, Herr Noiret?"

„Gewiß nicht — besonders nicht, wenn sie nach Jugend und Schönheit sehen, außerdem würde ich selbst in eine sehr schlimme Lage kommen," setzte Herr Noiret hinzu; „denn zu dergleichen Dingen habe ich

von jeher selbst eine starke Neigung gehabt. Aber, meine werthe Madame la Roche, wie mir schien, wurde Mademoiselle Fanny sehr roth, als ich von diesem gelbhaarigen jungen Manne sprach, der, seitdem sie fortgegangen ist, sehr verstimmt und melancholisch aussieht. Glauben Sie, daß sie sich für ihn interessirt?"

„O nein," rief Madame la Roche etwas steif.

„Nun, dergleichen Dinge sind schon vorgekommen," sagte Herr Noiret lächelnd, als ob ihm gerade Etwas der Art aus seiner eigenen Erfahrung einfiele. „Aber von welcher Art Mademoiselle Fanny's Gefühle auch sein mögen," setzte er hinzu, „so nehme ich doch als ausgemacht an, daß ihr Bewunderer nur wenig Ermuthigung erhält, sonst würde er sich nicht so hungrig von bloßen Blicken nähren."

„Aber was soll ich thun?" seufzte Madame la Roche. „Ich will der armen Fanny nicht verbieten, in den Garten zu gehen, aber gleichwohl ist es auch nicht anständig, daß sie sich auf diese seltsame Weise betrachten läßt."

„Allerdings — anständig ist es nicht," sagte Herr Noiret. „Ich wüßte hier blos Einen Ausweg, meine werthe Madame la Roche, nämlich, diesen jungen Mann wegen einer Tapeziererarbeit rufen zu lassen und ihm dabei einen leisen Wink zu geben."

Madame la Roche hielt begierig an diesem Vorschlage fest.

„Ja wohl, ja wohl,“ sagte sie, „ich brauche ohnehin einige neue Gartenstühle. Was giebt es, Marie?“ setzte sie zu der Besitzerin der normännischen Haube hinzu, welche in diesem Augenblicke auf der Schwelle der aus dem Hause in den Garten führenden Glasthür erschien. „Marie,“ sagte sie, ohne die Antwort auf ihre Frage abzuwarten, „geh' doch einmal hinüber zu Herrn Watt und sage ihm, ich wünschte wegen einer Geschäftssache mit ihm zu sprechen. Wenn er sogleich kommen kann, so wird es mir sehr angenehm sein.“

Marie war keine unterwürfige Dienerin. Sie hatte einen eignen Willen; Herrn Noiret's Gegenwart machte sie jedoch in dem vorliegenden Falle fügsam, und obschon sie, während sie fortging, von Abendthau und Feuchtigkeit und von Leuten murmelte, die nicht wüßten, daß sie alt würde, so that sie doch was ihre Herrin ihr geheißen, und dies war die Hauptsache.

Es dauerte nicht lange, so sah Herr Noiret ihre stämmige Gestalt und furchtbare Haube an der Thür des Tapezierers — die erstere fest auf das Pflaster gepflanzt, die letztere gebieterisch Jean Baptist Watt zunickend, welcher, dem Rufe folgend, die Abendpfeife,

an welcher er sich eben labte, weglegte und über die Gasse hinüberging, um zu hören, was Madame la Roche ihm aufzutragen haben werde.

Marie ging langsam hinter ihm her, gleichsam, damit er nicht etwa einen Versuch mache, zu entwischen.

„Kommt er?" fragte Madame la Roche, welche Herrn Noiret's Gesicht beobachtete.

„Ja, er kommt," antwortete Herr Noiret mit Nachdruck.

Während er noch sprach, erschien Jean Baptist Watt am Eingange des Gartens und näherte sich langsam dem Orte, wo Madame la Roche saß.

Der junge Tapezierer war lang, breitschultrig und stark. Er konnte dreiundzwanzig Jahre sein, sah aber älter aus.

Er hatte ein ruhiges, offenes, männliches Gesicht, heitere blaue Augen, welche auch verschmitzt zu blinzeln verstanden, und feste, schweigsame Lippen, die eine hartnäckige, starke Willenskraft verriethen.

Seine regelmäßigen Züge gaben ihm Anspruch auf das Prädikat „hübsch," obschon ein gewisser Mangel an Lebhaftigkeit und Phantasie in diesen Zügen ihm jeden Anspruch auf die Bedeutung des umfassenden und wunderbaren Wortes „schön" versagte.

Er war ein Flamländer, wie schon sein Name verrieth, aber er trug das Costüm eines pariser Arbeiters — blaue Blouse und weite Beinkleider, und eine Tuchmütze, die er ruhig abzog, als er sich Madame la Roche näherte.

Auf diese Dame schien seine Erscheinung einen günstigen Eindruck zu machen und sie betrachtete ihn mit freundlicher, aber zugleich beinahe verblüffter Miene.

„Sie wünschen mich zu sprechen, Madame?“ sagte er.

„Ja,“ entgegnete Madame la Roche zögernd, „ja — ich möchte gern einige Gartenstühle haben.“

„Ich bin Tapezierer und Täschner,“ sagte der junge Mann. „Gartenstühle kann ich Ihnen wohl verschaffen, aber ich mache keine.“

Seine Stimme und sein ganzes Wesen war phlegmatisch und kalt.

„Ich verstehe,“ sagte Madame la Roche und warf, weil sie nicht wußte, was sie weiter sagen sollte, Herrn Noiret einen bittenden Blick zu.

Herr Noiret lächelte mitleidig, lehnte sich langsam in seinen Stuhl zurück und nahm auf diese Weise die Sache in die Hand.

„Herr Watt, es sind nicht blos Gartenstühle, was Madame la Roche braucht, sondern auch ein

Zeltdach, um sie erstens vor der Sonne, zweitens aber auch vor unbescheidenen Blicken zu schützen, welche sehr leicht ihren Weg in diesen Garten finden. Ich glaube, ein Zeltdach von starker Leinwand, roth und weiß gestreift, mit gezacktem Rande, und von starken Stangen gehalten, würde ihrem Zwecke sehr gut entsprechen; vielleicht aber machen Sie keine Zeltdächer, Herr Watt, wie?"

Herr Watt gab keine Antwort. Seine Blicke verriethen Bestürzung und Verwirrung über die Aussicht, welche Herr Noiret ihm auf so grausame Weise eröffnete. Ein roth und weiß gestreiftes, künstlerisch ausgezacktes Zeltdach, noch dazu das Werk seiner eigenen Hände, streckte sich schon vor seinem geistigen Auge die Kante der Mauer entlang, über welche hinweg er Fanny's anmuthige Gestalt sich so oft bewegen gesehen.

Wie aus einem Traume erwachend sagte er jedoch mit gewaltiger Selbstbeherrschung:

„Ich kann ein Zeltdach für Madame machen."

Mit diesen Worten nahm er seine Schmiege heraus und begann die Höhe und Breite des gewünschten Zeltdaches methodisch zu berechnen.

Herr Noiret sah ihm zu und weidete sich an seiner Verlegenheit, Madame la Roche aber, die sich

mehr durch Herzensgüte als durch Logik oder Consequenz auszeichnete, rief mitleidig:

„Mein Gott, Herr Watt, es liegt mir Nichts weiter an diesem Zeltdache — wenn Sie nur nicht so viel hier herübersehen wollen — denn die ganze Nachbarschaft wird auf Fanny aufmerksam — so wollen wir es gar nicht aufschlagen. Aber sehen Sie, Sie sind sehr lang und Ihre Augen blicken natürlich in die Höhe und die Leute könnten die Sache falsch deuten, Herr Watt."

Herr Watt, der nicht wenig überrascht war, erröthete wie ein Knabe, als er diese Worte hörte; bald aber sammelte er sich wieder und sagte kaltblütig:

„Ich will das Zeltdach aufschlagen oder nicht, wie es Madame beliebt. Ich bin Tapezierer und es ist mein Geschäft, den Wünschen meiner Kunden zu entsprechen; was aber das Sehen betrifft," setzte er nachdrücklich mit den Lippen schnalzend hinzu, „so gebraucht Jean Baptist Watt die Augen, welche der Allmächtige ihm gegeben, und frägt Niemanden erst um Erlaubniß, wann und wohin er sehen soll."

Diese trotzigen Worte, die mit einem scharfen Blick auf Herrn Noiret gesprochen wurden, machten diesem außerordentlichen Spaß, brachten aber Madame la Roche gänzlich außer Fassung.

„Was für ein hartnäckiger junger Mann!“ murmelte sie. „Wohlan, schlagen Sie das Zeltdach auf, Herr Watt. Wie viel wird es kosten?“

„Zweihundertundfünfundzwanzig Franks.“

„So viel!“ rief Madame la Roche und machte große Augen. „Können Sie es nicht billiger herstellen?“

„Nicht einen Sou.“

„Nun gut, es macht Nichts aus,“ sagte die fügsame Dame; „schlagen Sie es nur auf.“

Ein Ausdruck von widerstreitenden Bewegungen malte sich auf dem Gesichte des jungen Mannes.

Er zögerte, stammelte, hustete und sprach endlich Folgendes:

„Ich bin ein junger Anfänger und es liegt mir natürlich viel daran, mir Kundschaft zu erwerben. Dennoch aber, und weil ich glaube, Madame wünscht dieses Zeltdach hauptsächlich um meinetwillen fertigen zu lassen, so glaube ich, Madame wird wohlfeiler wegkommen, wenn sie ein hölzernes Spalier errichten läßt, welches dann von Schlingpflanzen bedeckt wird. Dies wird weniger kosten, hübscher aussehen und dem Zwecke besser entsprechen als irgend ein Zeltdach.“

„Ja, das wird mir auch besser gefallen,“ rief Madame la Roche. „Wie viel wird es kosten, Herr Watt?“

„Ein Gärtner kann Ihnen das am besten sagen," antwortete der Mann höflich, aber kalt. „Ich habe die Ehre, Ihnen guten Abend zu wünschen."

Und ohne Herrn Noiret weiter eines Blickes zu würdigen, setzte er seine Mütze auf, verließ den Garten und stand gleich darauf wieder gemächlich seine Pfeife rauchend auf seiner Thürschwelle, ehe noch Madame la Roche sich von der Ueberraschung erholt hatte, in die sie durch seine Geradheit, Ehrlichkeit und Kaltblütigkeit versetzt worden.

„Was für ein seltsamer junger Mann!" rief sie endlich. „Er scheint mir außerordentlich hartnäckig zu sein."

„Ich bin neugierig, was Mademoiselle Fanny zu all' Diesem sagen wird," bemerkte Herr Noiret.

„Sie darf Nichts davon erfahren," sagte Madame la Roche. „Sie würde sich sofort in ihn verlieben und dazu ist sie noch viel zu jung. Dieser junge Mann darf aber durch seine Uneigennützigkeit keine Einbuße erleiden. Ich werde Ihnen eine Stuhlkappe sticken, Herr Noiret, und er soll den Stuhl machen."

„Dann aber sagen Sie ihm nur nicht, daß der Stuhl für mich bestimmt ist," bemerkte Herr Noiret sich erhebend, „denn sonst stopft er das Polster sicher-

lich mit Stecknadeln und bringt in der Lehne ein paar versteckte Nagelspitzen an."

„Was für ein Einfall!" rief Madame la Roche. „Für so gottlos werden Sie ihn doch nicht halten?"

„Hm! Der Vorschlag von dem Zeltdache ging von mir aus und der junge Mann sieht mir aus, als wenn er ganz verzweifelt verliebt wäre."

Madame la Roche erkannte die Unwiderleglichkeit dieses Arguments an und dankte dem Himmel, daß sie niemals geliebt hatte — eine Bemerkung, welche Herr Noiret mit dem Mitleide anhörte, welches dieselbe verdiente.

Viertes Kapitel.

Madame la Roche war viel zu discret, um gegen Fanny ein Wort von Dem fallen zu lassen, was geschehen war.

„Nein, Marie," sagte sie zu ihrer Dienerin, als diese ihr diesen Abend beim Auskleiden half. „Nein, Fanny ist ein gutes Mädchen; aber wenn sie den Zustand erführe, in welchem dieser junge Mann sich befindet, so könnte dies einige Wirkung auf sie äußern. Ich habe, dem Himmel sei Dank, nie geliebt, sondern heirathete meinen Mann aus Gehorsam gegen meine liebe Mutter, welche sagte, er werde ein sehr guter Ehemann sein. Einmal — dies muß ich gestehen, Marie, — war ich allerdings sehr nahe daran, mich in einen Leinwandhändler zu verlieben, blos weil meine alte Amme in ihrer Thorheit sagte, dieser junge Mann sei allemal wie bezaubert, wenn ich in

den Laden träte. Ich gestehe, daß ich anfing, an dem Besuche dieses Kaufladens Gefallen zu finden, als ich glücklicherweise Herrn la Roche heirathete und damit diesem ganzen Unsinn ein Ende gemacht ward."

Es thut uns leid, sagen zu müssen, daß Marie diesen verständigen Worten nicht das ehrerbietige Gehör widmete, welches sie ohne Zweifel verdienten. Sie war sehr ärgerlich auf alle Welt — auf ihre Herrin, weil diese davon sprach, ein Spalier aufschlagen zu lassen — auf Jean Baptist Watt, weil er nach Fanny gesehen, und auf Fanny, weil nach ihr gesehen ward. Marien gefiel der Garten, so wie er war; sie sah gern und ließ sich gern sehen; sie schauete gern mit verschränkten Armen über die Mauer auf die Straße hinaus und wechselte gellende Streitworte mit irgend einem unten vorüberkommenden Feinde.

Das Spalier drohete daher der Vernichter aller ihrer Freuden und Gewohnheiten zu werden, und Marie war fest entschlossen, daß es nicht aufgeschlagen werden solle.

Zu diesem Zwecke war es nöthig, die Dinge zu einer Krisis zu bringen, und sie sah kein besseres Mittel, ihren Zweck zu erreichen, als einen Angriff auf Fanny, nicht durch rauhe Vorwürfe oder heftige Scheltworte — Marie liebte das junge Mädchen zu sehr, um von den einen oder den andern Gebrauch

zu machen und, fürchtete sich auch, die Wahrheit zu gestehen, viel zu sehr vor dieser kleinen kecken Tyrannin, welche ihren Willen in dem ganzen Hause zur Geltung brachte — sondern vielmehr durch jene behutsamen Künste, welche in der ganzen Welt allmächtig sind und welche Fanny ganz besonders wegen ihrer Jugend und Unerfahrenheit nicht zu bekämpfen verstand.

Nachdem Marie, die niemals lange Zeit brauchte, um ihre Pläne zur Reife zu bringen, ihre Herrin zu Bett gebracht, begab sie sich sofort in das Zimmer, wo Fanny schlief und wo sie das junge Mädchen bei dem Scheine eines einsamen Lichtes emsig arbeitend traf.

Es war ein kleines nettes Zimmer, an dessen Ausschmückung Madame la Roche besonderes Vergnügen gefunden, und um welches manches reichere Mädchen als Fanny sie beneidet haben würde, so niedlich und kokett war es ausgestattet.

„Mein liebes Kind," sagte Marie eintretend, „warum willst Du Dir bei diesem schlechten Lichte die Augen verderben?"

„Mir die Augen verderben!" sagte Fanny. „Meine Augen verdirbt Nichts so leicht."

„Das kann wohl sein — das kann wohl sein," seufzte Marie, indem sie auf einen Stuhl niedersank.

„Dieser arme Jean Baptist Watt scheint es auch zu wissen. Na, meinetwegen. Ich bedauere ihn nicht — dieser Schirm ist ihm schon recht.“

„Schirm — was für ein Schirm?“ fragte Fanny.

„Mein Himmel, Kind, weißt Du es denn nicht? Hast Du ihn nicht heute Abend im Garten gesehen? Warst Du nicht zugegen, als er die lange Unterredung mit Madame hatte?“

Fanny wußte nicht, was Marie meinte. Sie hatte Niemanden gesehen — sie hatte Nichts gehört.

„Ach ja, Du kannst ja auch Nichts gehört haben!“ rief Marie, als ob sie sich plötzlich besänne. „Na, Kind, Du kennst doch den großen dicken Flamländer mit dem dummen Gesichte da drüben — den Tapezierer, der fortwährend so nach Dir gafft.“

„Ich habe ihn noch niemals angesehen,“ unterbrach sie Fanny in spitzem Tone, „und weiß daher auch nicht, ob er groß und dick ist und ein dummes Gesicht hat.“

„Versteht sich, versteht sich,“ sagte Marie beschwichtigend. „Nun siehst Du, Kind, Madame la Roche und Herr Noiret ließen ihn rufen.“

„Ich begreife aber nicht, was Herr Noiret damit zu schaffen hat,“ unterbrach Fanny wieder und sah roth und ärgerlich aus.

„Ganz gewiß Nichts," bemerkte Marie zustimmend, „aber sie ließen ihn rufen und schalten ihn aus, daß er so oft in unsern Garten herübersähe und dergleichen."

„Was wollt Ihr damit sagen, Marie?" fragte Fanny mit stolzer, ernster Miene. „Wollt Ihr vielleicht damit sagen, ich hätte jemals nur so viel Notiz von dem jungen Manne genommen, daß ich ihn wiedererkennen würde, wenn er mir auf der Straße begegnete?"

„Mein liebes Kind, es fällt ja Niemandem auch nur im Traume ein, Dir Vorwürfe machen zu wollen. Es kommt ja auf den jungen Mann auch gar Nichts an — der Schirm ist mir ganz recht."

„Was für ein Schirm denn?"

„Ja, was für ein Schirm! Wie es scheint, ließ der junge Mann sich weder durch Drohungen noch Bitten bewegen, zu versprechen, nicht mehr nach Dir in den Garten zu sehen, und Herr Noiret sagte daher, ein Schirm oder eine Scheidewand — ein hölzernes Spalier mit Schlingpflanzen — sei das einzige Mittel dagegen, und deßhalb wird ein solcher Schirm um den ganzeu Garten herum errichtet und wir werden eingeschlossen werden wie die Weiber der Großtürken."

„Madame la Roche kann den Schirm natürlich

aufschlagen lassen," sagte Fanny mit sehr zorniger und würdevoller Miene, „aber dann setze ich von diesem Augenblicke an keinen Fuß wieder in den Garten."

„Aber dann wird man die Schuld auf mich wälzen," rief Marie; „denn die Wahrheit zu gestehen, Kind, ich sollte Dir's nicht sagen. Madame behauptete nämlich, wenn Du einmal Etwas von diesem jungen Manne erführest, so würdest Du Dich sofort in ihn verlieben."

„Ich!" rief Fanny.

„Na, laß das gut sein, Kind — höchst wahrscheinlich ist Charlotte an der ganzen Sache schuld."

„Ich frage nicht darnach, wer daran schuld ist," rief Fanny sehr erbittert, „aber so viel weiß ich, wenn das Spalier aufgeschlagen wird, so setze ich keinen Fuß wieder in den Garten."

„Dabei bleibe nur, liebes Kind," sagte Marie listig, „bleibe nur dabei und wir werden kein Spalier bekommen, darauf verlaß Dich."

Jedermann kennt die mächtige Wirkung des Widerspruchs, besonders in der discreten Zeit der Jugend.

Eben so sehr aus Schüchternheit als aus Klugheit hatte Fanny die hartnäckigen Blicke des Tapezierers gemieden, nun aber war der Geist nicht blos der Neugier, sondern auch des Ungehorsams aufge-

rüttelt, und Fanny stand den nächsten Morgen wenigstens eine halbe Stunde eher auf als gewöhnlich, um zu sehen, was für ein Mensch dieser große, dicke Flamländer mit dem dummen Gesichte eigentlich sei.

Sie ging in den Garten, sie fütterte die Bewohner des Vogelhauses und die Sperlinge auf dem Rasenplatze; sie band zusammensinkende Blumen auf und brachte eine Stunde mit diesen Beschäftigungen zu, sah aber Jean Baptist Watt's Gesicht nicht ein einziges Mal.

Er saß in seinem Arbeitsladen und stopfte ein Sopha. Obschon aber er sie hätte sehen können und sie sicherlich hören mußte, denn sie sang ziemlich laut, so richtete er doch nicht ein einziges Mal den Kopf empor.

„Er ist ein Flamländer und er ist dumm," dachte Fanny, um so ärgerlicher, als sie sich bewußt war, auf eine Bewunderung gelauert zu haben, welche sie bis jetzt verschmäht hatte.

Sie beschloß, nicht wieder an ihn zu denken.

Dennoch aber war sie um zwölf Uhr wieder im Garten, und wieder sah sie Baptist fleißig arbeiten, aber wieder ohne daß er einen Blick auf Madame la Roche's Garten geworfen hätte.

„Man hat ihn eingeschüchtert," dachte Fanny mit einem gewissen Grade von Verachtung.

Und sie beschloß, zu sehen, ob sie sich einen ganzen Tag enthalten könne, hinüber zu schauen. Madame la Roche war ausgefahren, um ihre gewohnten Besuche zu machen; Charlotte und Marie waren im Hause beschäftigt, der Juniabend war balsamisch und mild.

Fanny ging mit ihrer Arbeit in den Garten hinauf, setzte sich in der Nähe der Mauer nieder, nähete emsig und schnitt dann und wann mit ihrer Scheere ein verwelktes Blatt von einem benachbarten Strauche, oder warf einen gleichgültigen Blick auf die Straße hinab.

Frauen und Mädchen füllten ihre Eimer an einem Brunnen, Kinder spielten in der Mitte der Gasse und Jean Baptist Watt stand auf der Schwelle seiner Thür mit traurig verschränkten Armen an das Gewänd gelehnt, rauchte eine ungeheure Pfeife und schaute, so zu sagen, aus Leibeskräften nach Fanny.

Das junge Mädchen hatte ihn aufgegeben und wirklich vergessen, als sie, zufällig die Augen nach seinem Laden richtend, diese Entdeckung machte.

Ein Ausdruck von großer Strenge malte sich in Fanny's Gesichte. Sie erhob sich langsam, packte ihre Arbeit zusammen, trug ihren Stuhl hinein und verschwand für diesen Abend.

Fanny war in der That sehr zornig, oder bildete

es sich wenigstens ein, und ging stracks zu Marien, welcher sie erzählte, was geschehen war, indem sie zugleich einige eben nicht schmeichelhafte Bemerkungen über die persönliche Erscheinung sowohl als über das Benehmen ihres Bewunderers hinzufügte und mit der Erklärung schloß, daß es gut sein werde, wenn das Spalier so bald als möglich aufgeschlagen würde.

„Ja, das kann sein," rief Marie nachdenklich, „denn man kann nicht wissen, ob Du Dich nicht doch noch verlocken ließest, dem jungen Manne dann und wann einen Blick zuzuwerfen."

„Ich!" unterbrach Fanny.

„Ja, liebes Kind, gerade so wie Du nach der Thür oder nach einem Pferde und Wagen auf der Straße sehen könntest; die Männer sind aber so fürchterlich eingebildet, daß dieser da niemals glauben würde, er sei in Deinen Augen nicht mehr als eine Thür oder ein Pferd, und sagen kannst Du es ihm natürlich nicht. Ja, das Spalier ist sicherlich das Beste, wenn er nicht am Ende doch glaubt, Du guktest hindurch nach ihm."

„Ich sollte nach ihm guken!" rief Fanny entrüstet.

„Ja, liebes Kind — natürlich wird er es sich in seinem Dünkel blos einbilden, aber dennoch ist es nicht unwahrscheinlich. Die Männer sind einmal so.

Der beste von ihnen würde nicht im Mindesten überrascht sein, wenn man zu ihm sagte: Mein Herr, die Tochter der Königin hat sich sterblich in Sie verliebt."

Fanny wußte nicht, was sie sagen sollte. In dem Verdachte zu stehen, daß sie durch ein Spalier nach einem Herrn Watt guke, war mehr als ihr Stolz ertragen konnte, und Marie verfolgte ihren Vortheil auf so gewandte Weise, daß das junge Mädchen abermals erklärte, sie werde keinen Fuß in den Garten setzen, sobald das Spalier aufgeschlagen sei.

Sie sagte dies nicht blos zu Marien, sondern auch zu Madame la Roche selbst, als diese entfernt auf den Gegenstand hindeutete und von der Sonnenhitze und den gaffenden Blicken der Nachbarn sprach.

„Es wird mir natürlich sehr lieb sein, der gaffenden Blicke dieses zudringlichen Tapezierers überhoben zu sein," sagte Fanny sehr schnell sprechend, „aber dennoch werde ich, sobald das Spalier einmal steht, den Garten nicht wieder betreten."

„Aber, liebes Kind!" rief Madame la Roche ernst.

„Ich weiß, er würde glauben, ich gukte dahinter vor nach ihm," fuhr Fanny mit verlegener, ärgerlicher Miene fort.

Madame la Roche wußte nicht, was sie sagen

sollte. Es war schwach von ihr, wenn sie einem Kinde wie Fanny nachgab; sie compromittirte dadurch ihre Autorität, aber dennoch war es so bequem!

„Ich möchte dem jungen Manne nicht gern zu nahe treten," sagte sie im Tone der Entschuldigung zu Herrn Noiret, „und wenn ich mir die Sache recht überlege, so glaube ich, er würde dadurch zu dünkelhaften Gedanken verleitet werden. Uebrigens würde ein solches Spalier uns auch den ganzen Garten verderben, und Marie meint, die Leute würden dann weit mehr auf uns achten als wenn wir gar Nichts aufschlügen, und da Fanny sich aus dem Herüberschauen des jungen Mannes Nichts macht, so wollen wir Alles beim Alten lassen."

Herr Noiret lächelte höflich und auf diese Weise errang Marie den Sieg und Jean Baptist Watt durfte seine Augen gebrauchen.

Fünftes Kapitel.

Von diesem Tage an fand Fanny ein entschiedenes, obschon discretes Wohlgefallen an dem kleinen Garten. Niemand konnte sie beschuldigen, daß sie blos hineinginge, um eine Stunde darin mit Nichtsthun zu verbringen, denn sie ging nie, ohne ihre Arbeit mitzunehmen, und saß ganz wohlanständig in dem Bosket und nähete.

Eben so wenig konnte Jemand sagen, daß sie wünsche, Jean Baptist Watt möge nach ihr sehen, denn der Platz, den sie wählte, befand sich keineswegs innerhalb seines Gesichtskreises.

Kurz, es war schwer zu sagen, daß Fanny aus einem andern Grunde in den Garten ginge als weil es ihr darin gefiele, und weil es angenehm sei, in der Frische der Sommermorgen und in der Kühle der Sommerabende hier zu sitzen und zu nähen, die Vögel

singen zu hören, den funkelnden Wasserstrahl perlend emporsteigen und wieder in sein steinernes Becken herabfallen zu sehen, sich an dem Grün des Grases und der Bäume zu weiden und anstatt einer Zimmerdecke über dem Haupte den klaren blauen Himmel von Paris zu fühlen.

Madame la Roche besaß eine viel zu ruhige und arglose Gemüthsart, als daß sie sich es hätte auch nur im Traume einfallen lassen sollen, Verdacht gegen Fanny zu hegen, und Charlotte hatte mit ihren häuslichen Arbeiten zu viel zu thun und war übrigens auch zu träg, als daß sie sich um das Thun und Treiben ihrer Pathe hätte bekümmern sollen, so daß es nur der rührigen, wachsamen, mißtrauischen Besitzerin der normännischen Haube überlassen blieb, das junge Mädchen zu bewachen.

Anfangs that sie dies ganz offen, indem sie sich über die Gartenmauer lehnte und trotzig auf den Tapezierer herabschauete; dann aber überlegte sie, daß dies eine zu offene und unkluge Manifestation gegen den Feind sei, und zog sich, wie eine listige Spinne, in das Asyl einiger junger Sträucher und Bäume zurück, hinter welchen sie die achtlose Fliege gegenüber belauerte.

Auch dies bekam sie mit der Zeit überdrüssig und ging nun in das Haus hinein, wo sie hinter

Vorhängen stand, oder sie stieg die Treppe hinauf und nahm an Treppenplatzfenstern Posto gleich einem Wärter an seinem Thurme — aber Alles vergebens — Marie überzeugte sich von einer Wahrheit, zu deren Ermittelung Fanny nicht zwei Tage gebraucht hatte — Jean Baptist Watt schauete nicht mehr herauf!

Stolz oder gesunder Verstand, vielleicht Beides, hatte diesen Sieg über die Leidenschaft errungen. Der junge Flamländer hatte gewartet, bis das angedrohte Spalier aufgeschlagen ward; er war demselben durch Aufbietung seiner Willenskraft zuvorgekommen und hatte auf diese Weise einen der größten Triumphe gewonnen, die er gewinnen konnte.

„Der impertinente, dünkelhafte Mensch!" rief Marie. „Sucht er vielleicht Etwas darunter?"

„Was sollte er darunter suchen?" entgegnete Fanny ungeduldig. „Wer verlangt denn, daß er herübersehe?"

„Er ist schlau," sagte Marie, „er ist schlau, liebes Kind. Ich wollte wetten, daß er bei all' seiner Schüchternheit manchen verstohlenen Seitenblick herüberwirft."

Fanny gab keine Antwort, sondern neigte den Kopf über ihre Arbeit und nähete sehr schnell.

Wie lange die Sache noch so fortgegangen wäre,

kann man nicht wissen. Fanny hätte vielleicht den ganzen Sommer im Garten gearbeitet und Baptist hätte in seinem Laden Sophas und Stühle polstern und verstohlene Seitenblicke werfen können, wie Marie sagte, wenn nicht ein Ereigniß eingetreten wäre, das Niemand voraussehen konnte und welches die Dinge einer Krisis entgegenführte.

Fanny stand eines Morgens bei gewohntem Wohlbefinden auf. Sie ging in den Garten hinaus, wie sie zu thun pflegte, wenn sie den Tag zu Hause zubrachte, und setzte sich auf ihren gewohnten Platz und nähete. Gegen Mittag aber bekam sie plötzlich heftige Kopfschmerzen; als es Abend ward, fühlte sie sich fieberhaft, und in der Nacht erwachte sie ernstlich krank.

Gleich bei Tagesanbruch ward nach einem Arzte geschickt. Er erklärte, Fanny habe ein Fieber der schlimmsten Art und ihr Leben sei gefährdet.

Wie gelangte diese Nachricht zu Baptist Watt? Vielleicht vermißte er Fanny im Garten und stellte unter der Hand Nachfragen an. Gewiß ist, daß am Abende des dritten Tages der Krankheit Fanny's Jean Baptist Watt bleich und mit verstörter Miene an Madame la Roche's Thür die Klingel zog und mit der Herrin des Hauses zu sprechen verlangte.

Marie öffnete und gab ihm sofort und in ziemlich heftigem Tone die Antwort:

„Sie können Madame nicht sprechen.“

Und damit wollte sie ihm die Thür vor der Nase zuschlagen, als Baptist rasch mit der Hand dazwischen fuhr und die Ausführung dieser Absicht verhinderte.

„Ich muß sie sprechen,“ sagte er kaltblütig, „und ich will sie sprechen,“ setzte er hinzu, indem er in das Vorzimmer trat.

„Sie wollen?“ sagte Marie ganz erstaunt über seine Kühnheit.

Baptist schloß die Thür, setzte sich auf den ersten Stuhl, der zur Hand war, legte seinen Hut zwischen seinen Füßen auf die Diele und sagte mit noch größerem Phlegma:

„Ich rühre mich nicht von diesem Platze, bis ich Madame la Roche gesprochen habe.“

„Und wenn Sie hier sitzen bleiben bis morgen, so sollen Sie sie doch nicht sprechen,“ rief Marie entrüstet.

Es liegt in der stumpfen Trägheit dieser Leute etwas außerordentlich Herausforderndes. Seiner Größe, Stärke und seines unveränderlichen Vorsatzes sich bewußt, nahm Baptist Watt sich nicht die Mühe, zu sprechen oder sich zu rühren.

Seiner Ideen waren von Haus aus wenige an der Zahl und er hatte jetzt seine ganze Energie auf eine besondere Idee gerichtet, nämlich die, daß er Madame la Roche sprechen müsse, um die Wahrheit über Fanny zu erfahren.

Weiter erstreckten seine Gedanken sich nicht.

Dazu aber war er so fest entschlossen, daß Nichts und Niemand ihn von dem Platze hätte bewegen können, auf welchem er jetzt saß.

Marie drohete, schalt und war vor Wuth feuerroth, und verließ ihn endlich, um Charlotten aufzusuchen, welche in der Küche stand und plättete.

„Charlotte!“ rief sie, „strengt Euch doch einmal an und schafft diesen Flamländer hinaus. Ich kann ihn nicht aus dem Vorzimmer bringen und bin gleichwohl fest entschlossen, daß er Madame nicht sprechen soll.“

„Dann ist es aber sehr seltsam, daß Ihr ihn herein gelassen habt,“ entgegnete Charlotte mißtrauisch, denn sie sah in diesen Worten eine Falle. „Zu meiner Tochter Monica sagte ich stets: Laß nie einen Mann in's Haus, liebes Kind, wenn Du nicht wünschest, daß er dableibe. Ach, es ist hart, nur Ein Kind zu haben, welches obendrein nach Amerika durch einen Taugenichts entführt ward, der vorgab, er ver-

diene täglich fünf Franks, während er es nicht einmal auf drei brachte."

„Was Ihr doch redet!" unterbrach sie Marie mit dem rechten Fuße stampfend. „Ich fordere Euch auf, mir einen Mann aus dem Hause schaffen zu helfen, und Ihr schwatzt da von Eurer Monica."

„Ich weiß, daß Ihr schon den ganzen Tag dieses Fälteleisen habt haben wollen," entgegnete Charlotte; „aber wenn Ihr glaubt, daß ich mich durch Eure Geschichten von Männern und dergleichen hier weglocken lasse, so irrt Ihr Euch sehr. Ich verachte solche Künste, Dank sei dem Himmel."

„Das Weib ist übergeschnappt!" rief Marie in mitleidigem Tone. „Was diesen jungen Riesen betrifft, so wollen wir jetzt einmal sehen, was sich mit dem Besenstiele ausrichten läßt und ob er auch diesem Trotz bietet."

Und man kann nicht wissen, zu welchen äußersten Mitteln Marie, die eine sehr heftige Gemüthsart besaß, geschritten wäre, wenn nicht Madame la Roche zufällig das Vorzimmer passirt und Baptist hier sitzen gesehen hätte.

Sie betrachtete ihn mit einem erstaunten Blicke, den er, indem er sich bei ihrer Annäherung erhob, mit großer Ruhe beantwortete.

„Ich weiß, Madame hat vollkommen Recht,

überrascht zu sein, mich hier zu sehen," sagte er, „aber ich konnte in diesem Zustande von Ungewißheit nicht länger leben. Ich weiß, Sie sind gut, Madame, und Sie werden mir in Bezug auf Mademoiselle Fanny die Wahrheit sagen. Ist sie wirklich so krank, wie die Leute sagen?"

Madame la Roche's sanfte blaue Augen hefteten sich mitleidig auf das abgezehrte unglückliche Gesicht des Sprechenden.

„Der arme junge Mann!" sagte sie halb zu sich selbst. „Ja," setzte sie laut hinzu, „unsere arme kleine Fanny ist sehr krank. Wir sind in großer Sorge um sie, Herr Watt — in sehr großer Sorge. Ich wüßte wirklich nicht, was ich beginnen sollte, wenn ich das liebe Kind verlöre," fuhr Madame la Roche in Thränen ausbrechend fort. „Sie ist stets so gut, so liebreich gewesen! Der Arzt sagt, sie sei sehr krank und — mein Himmel, Herr Watt. Ich will doch nicht fürchten, daß Sie ohnmächtig werden!" setzte Madame la Roche, durch das Aussehen des jungen Mannes erschreckt, hinzu.

Er war weiß geworden, dann gelb. Seine Augen stierten mechanisch die Wand an; seine schwere Hand packte krampfhaft die Lehne des Stuhls, auf welchem er gesessen, und seine ganze lange, starke Gestalt erbebte wie eine unterminirte Säule.

Madame la Roche trat ihm erschrocken und ängstlich näher und glaubte, sie stütze ihn, weil sie ihre kleinen emporgehobenen Hände an seine starken Schultern legte.

„Gütiger Himmel!“ rief Marie, indem sie eintretend den Besenstiel fallen ließ, „dieser Elephant liegt ja in Ihren Armen, Madame!“

„Hole mir etwas Weinessig, Marie,“ rief Madame la Roche in großer Aufregung. „Das arme Kind wird ohnmächtig.“

„Das arme Kind!“ rief Marie.

„So hole mir doch Weinessig,“ rief ihre Herrin wieder, „willst Du ihn denn umsinken sehen?“

„Nein, denn es würde nicht leicht sein, ihn wieder in die Höhe zu bringeu,“ sagte Marie. „Helfen Sie mir ihn zunächst auf den Stuhl niedersetzen, dann wollen wir nach dem Weinessig sehen.“

In einer Secunde war dies geschehen.

Baptist saß von Madame la Roche gestützt auf dem Stuhle, während Marie ihm eifrig die Nase mit Weinessig einrieb.

„Armes Kind! armes Kind!“ sagte Madame la Roche mit Thränen in den Augen.

„Wenn Sie diesen Mann ein Kind nennen, Madame —“ sagte Marie.

„Ja, Marie, ich nenne ihn so, er ist weiter

Nichts als ein großes Kind — ein armer thörigter Knabe mit einem knabenhaften Herzen. Laß ihn nur gehen. Du willst ihm doch nicht mit diesem Weinessig die Haut vom Gesichte reiben? Laß ihn gehen, sage ich, er kommt jetzt wieder zu sich."

Baptist kam in der That wieder zu sich, denn mit dem zurückkehrenden Bewußtsein stieß er ein tiefes Stöhnen aus, stierte Madame la Roche und Marien mit großen Augen an, stand auf, öffnete die Thür und verließ sie beide, ohne ein Wort zu sprechen.

Sechstes Kapitel.

„Hat man wohl jemals einen so ungeleckten Bären gesehen?" rief Marie, über dieses außerordentliche Benehmen erstaunt und erzürnt.

„Laß ihn gehen, den armen Knaben," rief Madame la Roche mitleidig, „laß ihn gehen. Er nimmt ein bekümmertes Herz mit sich fort und Deine Härte gefällt mir durchaus nicht, Marie. Was führt Dich übrigens hierher? Du solltest bei Fanny sein. Ist sie nach dem, was der Arzt gesagt hat, wohl in einem Zustande, daß man sie allein lassen kann?"

„Der Arzt ist ein Betrüger," entgegnete Marie. „Er behauptet, Fanny sei krank, blos weil er gerühmt sein will, wenn sie wieder aufkommt. Ich kenne ihn. Durch seine letzte Medizin hat er das arme Mädchen erst recht krank gemacht und das werde ich ihm auch sagen," setzte Marie hinzu, indem sie mit der kalt=

blütigen Gelassenheit einer Person davon ging, die schon längst gewohnt ist, zu herrschen.

„Diese Leute sind mir über den Kopf gewachsen," seufzte Madame la Roche. „Zuweilen wünsche ich, daß ich nicht so anhängliche Diener hätte, und daß es ein wenig mehr nach meinem Willen ginge, aber nun hilft es einmal Nichts mehr."

Mit diesem eben nicht ermuthigenden Schlusse würde Madame la Roche sich wahrscheinlich dies Mal beschwichtigt haben, wie sie sich schon viel Mal beschwichtigt hatte, wenn sie nicht einen fernerweiten und noch ärgerlicheren Beweis von der häuslichen Rebellion erhalten hätte, in deren Mitte sie lebte.

Kaum hatte sie nämlich das Vorzimmer verlassen, als ein ungeduldiges Klingeln an der Hausthür die Ankunft des Doktor Leroy, des ungeduldigsten aller Menschen, verkündete.

Marie, welche bedachte, daß sie eben in Fanny's Zimmer geschickt worden, wollte dasselbe nicht verlassen.

Charlotte, welche in dem Klingeln abermals eine Falle vermuthete, blieb bei ihrem Plätten; die Köchin hatte ein wichtiges Gericht am Feuer stehen und rührte sich nicht von der Stelle — kurz, eine Aufgabe, die von Allen hätte beachtet werden sollen, ward

von gar Niemandem beachtet und das Klingeln ließ sich wüthender als je zum dritten Male hören.

Unter solchen Umständen blieb Madame la Roche weiter Nichts übrig als selbst zu gehen und den Doktor einzulassen, der roth wie ein Truthahn in das Haus hereinsprang und sich kaum durch den Anblick der Herrin des Hauses ein wenig beschwichtigen ließ.

„Madame," begann er, „Ihre Diener —"

„Ich habe keine Diener, Herr Doktor," unterbrach ihn Madame la Roche. „Ich habe Herren, aber keine Diener."

„So schicken Sie sie fort," sagte Doktor Leroy, indem er weiter nach Fanny's Zimmer ging, — „schicken Sie sie fort, Madame."

Fanny, welche eben schlief, erwachte, als er eintrat.

Der Doktor fühlte ihr an den Puls und erklärte mit zufriedenem Blicke, „das Fieber habe bedeutend nachgelassen."

„In der That," setzte er zu Madame la Roche, welche ihm in Fanny's Zimmer gefolgt war, hinzu, „in der That, Madame, ich glaube, ich kann es für ziemlich gehoben erklären. Es ist dies die Wirkung des letzten vortrefflichen Trankes, der, wie ich an dieser leeren Flasche sehe, vorschriftsmäßig in Anwendung gebracht worden ist. Ich glaube, ich prophezeite das Resultat."

„Ja, ich entsinne mich,“ stammelte Madame la Roche. „Ich freue mich so sehr, lieber Doktor, ich freue mich so sehr und bin Ihnen zu großem Danke verpflichtet.“

„Der Wissenschaft, nicht mir, Madame,“ entgegnete Doktor Leroy bescheiden, „nur der Wissenschaft.“

Marie, welche beide mit über ihrer umfangreichen Person verschränkten Armen angehört, während sie fast jedes der gesprochenen Worte mit einem ironischen Kopfnicken begleitete, öffnete jetzt ihre Lippen und sprach langsam und besonnen die ominösen Worte:

„Ich hasse den Betrug.“

Doktor Leroy war ein hitziger, ungeduldiger Mann, aber er war auch ein stolzer Mann, und mit der stolzesten Miene, die ihm zu Gebote stand, sah er Madame la Roche an und rief:

„Madame!“

Madame la Roche aber schaute nur matt und kläglich darein.

„Ich sage, ich hasse den Betrug,“ wiederholte Marie, „und sage, Fanny hat keine andere Krankheit als die, welche sie sich durch irgend eine abscheuliche Medizin zugezogen hat. Auch sage ich, Herr Doktor, daß der letzte vortreffliche Trank, den Sie verordneten, noch hier ist,“ setzte sie hinzu, indem sie ein Waschbecken zum Vorschein brachte, in welches sie die

Medizin unehrerbietiger Weise gegossen, „und Fanny ist wieder wohl, eben weil sie den Trank nicht eingenommen hat.“

Hier bekam das hitzige Temperament des Doktors über seine Würde die Oberhand.

„Weib!“ rief er, „wißt Ihr, daß ich Euch deßwegen aus dem Hause bringen kann? Wißt Ihr das? sage ich.“

Die Kühnheit dieser Worte raubte Marien förmlich den Athem.

„Sie wollen mich aus dem Hause bringen?“ kreischte sie endlich mit höhnischem Gelächter, „Sie wollen mich aus dem Hause bringen? — ha! ha! ha!“

Doktor Leroy ward sehr roth.

„Madame,“ sagte er, sich zu Madame la Roche wendend, „ich kann dieses junge Mädchen nicht eher wieder besuchen, als bis Ihre Diener Ihnen gehorchen. Was für Folgen daraus für meine Patientin hervorgehen können, weiß ich nicht. Ich wasche meine Hände in Unschuld.“

Mit diesen Worten nahm er seinen Hut und ging stolz hinaus.

„Marie, was hast Du gethan!“ rief Madame la Roche, auf einen Stuhl niedersinkend, „was sollen wir nun mit der armen lieben Fanny anfangen?“

„Wenn Sie die arme liebe Fanny ansehen wollen, Madame,“ entgegnete Marie, „so würden Sie sehen, wie sehr das arme Kind zu bemitleiden ist.“

Madame la Roche war sehr überrascht — dies läßt sich nicht leugnen — denn Fanny lachte — allerdings nicht laut, denn sie war noch zu matt, aber doch so herzlich, daß ihr die Thränen an den Wangen herunterrannen.

„Das Kind ist gar nicht krank gewesen,“ hob Marie triumphirend wieder an, „und das hätte ich auch dem jungen Elephanten gesagt, wenn ich gewußt hätte, daß er deßwegen so toll war. Das wäre besser gewesen als aller Weinessig.“

Madame la Roche glaubte, Fanny höre diese Worte nicht, oder verstünde sie wenigstens nicht, so wenig Eindruck schienen sie auf sie zu machen, so bleich und ruhig sah sie aus, als sie gesprochen wurden.

Im Laufe des Tages ward Madame la Roche hierüber enttäuscht.

Marie hatte das Zimmer verlassen und Fanny war mit ihrer Gönnerin allein. Es ging mit ihr, und zwar trotz Doktor Leroy's ominösem Abschiede, viel besser — so viel besser, daß Madame la Roche sich Mariens Meinung zuzuneigen und zu glauben begann, Fanny sei gar nicht sehr krank gewesen. Eben so neigte sie sich auch wieder dem in ihrem

Gemüthe niemals lange erschütterten Glauben zu, daß Marie ein wunderbares Weib und klüger sei, als Doktor Leroy und sonst Jemand außer ihm, als eine leise Stimme sie durch die folgende Bemerkung aus ihren Gedanken aufrüttelte:

„Wertheste Madame la Roche, wen nannte denn Marie einen jungen Elephanten?"

Madame la Roche schauete Fanny in's Gesicht.

Es sah vollkommen ruhig und arglos aus, und die gute Dame sann über eine zweideutige Antwort nach, fand aber keine bessere als die sehr klare:

„Liebes Kind, sie meinte Herrn Watt."

Fanny's braune Augen öffneten sich weit — ohne Zweifel vor Ueberraschung.

„Herrn Watt — was für einen Herrn Watt?"

„Unsern Nachbar, den Tapezierer, liebes Kind."

„Wie sonderbar! was wollte er denn, Madame?"

„Liebes Kind, weißt Du es denn nicht?" fragte Madame la Roche, welche schon fürchtete, daß Fanny sich einer kleinen Falschheit schuldig mache.

Fanny erröthete und schmollte. Wissen? Woher sollte sie Etwas wissen? Herr Watt könne ja in Geschäften dagewesen sein. Was wisse sie davon?

„Na, vielleicht weißt Du wirklich Nichts davon," entgegnete die gutmüthige Madame la Roche. „Er kam, um sich nach Dir zu erkundigen."

„Was fehlte ihm denn? Was meinte Marie denn mit dem Weinessig?“ fragte Fanny.

Hier drängte sich Madame la Roche abermals die Wahrheit auf die Zunge.

„Mein liebes Kind, er war sehr besorgt um Dich, und ich sagte ihm unkluger Weise, daß Du, wie ich glaubte, in einiger Gefahr schwebtest. Deßhalb ward der arme junge Mann beinahe ohnmächtig.“

„Das ist sehr thörigt von ihm,“ sagte Fanny verdrüßlich; „ich wollte, er würde es nicht.“

„Aber, liebes Kind, es ist ja weiter nichts Unrechtes dabei.“

„Ich wollte aber, er würde es nicht,“ wiederholte Fanny. „Er ist ein langweiliger Mensch.“

„Er wird nicht wiederkommen,“ sagte Madame la Roche. „Ich will ihm sagen lassen, daß Du wieder gesund bist, und er wird wegbleiben.“

„Das will ich hoffen,“ sagte Fanny.

Ihre Hoffnung ging in Erfüllung.

Baptist, mit welchem die gutmüthige Madame la Roche eine persönliche und geheime Unterredung über diesen Gegenstand hatte, hielt sich entfernt, und Fanny genas schnell und ungestört.

Wer aber kann für die Launen und wunderlichen Grillen eines Mädchenherzens stehen, besonders

wenn dieses Mädchen sechszehn Jahre alt, und von ihrer Kindheit an verhätschelt und verzogen worden ist?

Fanny's Laune ward trotz ihrer wiederkehrenden Gesundheit nicht besser. Sie war verdrüßlich, reizbar, ungeduldig. Es war sehr klar, daß es ihr irgendwo fehlte.

„Ich kann mir gar nicht denken, was das Kind hat," sagte Madame la Roche zu ihren beiden vertrauten Rathgeberinnen Charlotten und Marien. „Sie findet an Nichts Gefallen. Sonst war sie nicht so!"

„Junge Mädchen wissen niemals, was sie eigentlich wollen," entgegnete Charlotte, „und eben so wenig, was für sie gut ist. Ich hatte eine Cousine, die so glücklich war, als der Tag lang ist, aber sich doch nicht eher zufrieden gab, als bis sie mit einem verheiratheten Manne durchging."

Charlottens Gewohnheit, auf diese Weise aus der Gegenwart in die Vergangenheit hineinzugerathen, war Marien allemal höchst ärgerlich und eine häufige Ursache zum Zwist zwischen ihr und Fanny's Pathe.

„Aber was hat denn das Davonlaufen Eurer Nichte mit einem verheiratheten Manne mit Fanny zu schaffen?" fragte sie. „Wo ist hier der verheirathete Mann, wenn ich fragen darf?"

„Er kann noch zum Vorschein kommen,“ lautete Charlottens gelassene Antwort.

Marie warf ihr einen vernichtenden Blick zu; da sie es aber verschmähete, sich auf ein gefährliches Terrain locken zu lassen, wo Charlottens herausfordernde Kälte und große Gewandtheit dieser allemal jeden Vortheil verschafften, ging sie mit einem Male auf die eigentlich vorliegende Frage über, indem sie in heftigem Tone sagte:

„Und ich behaupte, Fanny hat sich in den jungen Elephanten da drüben verliebt.“

„O nein!“ rief die aufrichtige Madame la Roche; „ich bin überzeugt, daß er ihr durchaus nicht gefällt.“

Marie warf ihrer Herrin einen Blick unendlichen Mitleids zu und fragte trocken:

„Soll ich ermitteln, ob er ihr gefällt oder nicht?“

„Damit kann ich mich nicht einverstanden erklären,“ sagte Charlotte ruhig; „eine solche Erörterung würde das Kind veranlassen, sich sofort zu verlieben, was aber keineswegs zu wünschen ist. So lange ich den jungen Mann nicht genauer kenne, werde ich Nichts dergleichen gestatten. Ich habe an Monica's unglücklicher Heirath genug gehabt. Meine Tochter ist nach Amerika entführt worden und ich will nicht, daß auch meine Pathe nach Flandern, Belgien oder

Holland, oder einem andern derartigen Lande entführt werde."

Damit war die Conferenz zu Ende und die arme Madame la Roche stand verlegen zwischen ihren beiden Rathgeberinnen, deren letzter Gedanke ihr Etwas wie wirklichen Rath zu geben schien.

Dieser Widerspruch Charlottens aber äußerte auf Marien die Wirkung, welche Widerspruch irgend einer Art bei ihr allemal zur Folge hatte.

Ohne im Mindesten das Recht oder Unrecht der Sache zu widerlegen, ließ sie keine Stunde vergehen, ehe sie in Jean Baptist Watt's Arbeitsladen trat und mit sanft ironischer Miene ihn unter vier Augen zu sprechen verlangte.

„Warum nicht?" antwortete Baptist phlegmatisch, indem er von seiner Arbeit aufstand und Marien in das Hinterzimmer, ein düsteres Gemach, führte, welches er dadurch, daß er die Thür schloß, noch düsterer machte.

„Wollen Sie Platz nehmen?" fragte er, indem er auf einen Stuhl zeigte.

„Nein," entgegnete Marie kurz, „ich bin nicht hierher gekommen, um zu sitzen, sondern um zu sprechen."

Baptist nickte, als ob er sagen wollte:

„Ich höre."

„Darf ich fragen,“ hob Marie an, indem sie ihn mit verschmitztem, forschendem Blicke ansah, „darf ich fragen, mein Herr, was Sie damit sagen wollten, daß Sie neulich in unser Haus kamen und in dem Vorzimmer ohnmächtig wurden?“

„Darüber habe ich mich damals gegen Madame la Roche ausgesprochen,“ antwortete er kaltblütig, „und dies ist genug.“

„Das soll wohl heißen, mein Herr, daß Sie mit mir nicht darüber sprechen wollen?“

„Mit Ihnen habe ich allerdings Nichts darüber zu sprechen,“ sagte Baptist.

„Sehr gut, mein Herr,“ antwortete Marie aufgebracht. „Ich hätte Ihnen vielleicht bei Fanny behülflich sein können, aber merken Sie sich, was ich sage: „Ich werde Ihnen in dieser Beziehung nicht als Freundin zur Seite stehen.“

Baptist Watt war niemals ein rascher Sprecher. Er schien jetzt über seine Antwort nachzudenken. Endlich kam diese zum Vorschein, und er sagte:

„Ich habe mit Mademoiselle Fanny Nichts zu schaffen. Ich habe niemals mit ihr gesprochen. Warum nennen Sie jetzt ihren Namen?“

„Nun, warum gaffen Sie sie denn so an?“ fragte Marie entrüstet; „warum gaffen Sie sie an?“

Baptist schüttelte mit etwas schwermüthiger Miene den Kopf.

„Sie irren sich,“ sagte er, „Sie irren sich. Ich habe sie seit Wochen nicht angesehen. Es war ihr widerwärtig und lästig, glaube ich, und deßhalb hab' ich es aufgegeben.“

„Sehr gut, mein Herr, sehr gut,“ entgegnete Marie zornig. „Suchen Sie sich nur herauszureden. Ich danke dem Himmel, daß ich mit Ihrem Geschlechte niemals Etwas zu schaffen gehabt habe. Ich möchte es auch niemals,“ setzte Marie mit bedeutsamem Nachdrucke hinzu. „Guten Morgen, mein Herr.“

„Guten Morgen,“ entgegnete Baptist phlegmatisch, öffnete die Zimmerthür und geleitete sie hinaus. Marie hatte noch nicht die Schwelle überschritten, so war Baptist schon wieder bei seiner Arbeit.

Marie rühmte sich ihrer Mission, oder des übeln Erfolges derselben durchaus nicht, wohl aber brütete sie den ganzen Tag lang über einem Racheplane, der jedoch durch Ereignisse, die stärker waren als ihr Wille, schon in der Geburt vernichtet werden sollte.

Es traf sich, daß Fanny an diesem Nachmittage launenhafter war als gewöhnlich.

Nichts gefiel ihr, obschon sie Vielerlei wünschte.

Madame la Roche, die allein bei ihr war, ertrug alle diese Launen mit der größten Gutmüthigkeit und sagte blos ein- oder zweimal:

„Mein liebes Kind, was fehlt Dir nur?"

„O, mir fehlt durchaus Nichts," antwortete Fanny ungeduldig.

„Aber ich sollte meinen, es müßte Dir wirklich Etwas fehlen," entgegnete endlich Madame la Roche. „Ja, ich glaube, es fehlt Dir durchaus Etwas."

Fanny machte eine ärgerliche Miene, gab aber keine Antwort.

„Ich hatte so eben einen ganz unerwarteten Besuch und habe mit demselben eine lange Unterredung gehabt," fuhr die ältere Dame fort. „Ich dachte, es würde Dir einige Unruhe ersparen, wenn ich wiedersagte, was gesprochen ward, ohne daß Herr Watt es Dir selbst zu sagen nöthig hätte. Mein liebes Kind, Du brauchst nicht so zu erröthen. Die Sache ist sehr natürlich. Der junge Mann findet Gefallen an Dir und möchte Dich heirathen — natürlich jetzt noch nicht, denn Du bist noch viel zu jung und er ist in seinem Geschäfte erst ein Anfänger, und übrigens ist er ein sehr verständiger junger Mann. Wie es aber scheint, so war dies der Grund seines fortwährenden Herüberschauens. Wenn Du daher auch an ihm Gefallen findest, so brauchen wir das Spalier nicht auf-

schlagen zu lassen, welches mir gleich von Anfang an schwer auf dem Herzen gelegen hat, denn es war mir, als müßte ich es aufschlagen lassen, könnte aber niemals den dazu gehörigen Muth zusammenraffen. Und nun, liebes Kind, liegt Alles in Deiner Hand. Sag' Ja oder Nein."

Fanny schlang ihre Arme um Madame la Roche's Hals.

„Meine gute Madame la Roche," sagte sie, „ich kann nicht Ja oder Nein sagen. Ich bin zu jung — ich kenne mein eigenes Herz noch nicht."

„Dann, liebes Kind, müssen wir Nein sagen," entgegnete Madame la Roche sehr ernst.

„Aber ich will ja nicht Nein sagen," antwortete Fanny ungeduldig. „Er ist groß, und dick, und dumm, und ein Flamländer, aber dennoch gefällt er mir ganz gut. Ich weiß, daß er sich meine Krankheit zu Herzen nahm, und er gefällt mir. Ganz gewiß aber brauche ich nicht zu sagen, daß ich ihn deßwegen heirathen will."

„Aber, liebes Kind, Ja oder Nein mußt Du sagen," beharrte Madame la Roche.

Fanny machte hierauf wieder eine schmollende Miene und sah so unglücklich aus, daß die gutmüthige Dame aufstand, das Zimmer verließ und mit ihren beiden Premierministern eine feierliche Berathung hielt.

Die Debatte war lang und stürmisch. Charlotte, die wieder an den Verlust ihrer Monica dachte, erklärte sich durchaus dagegen, daß diesem hinterlistigen Flamländer der Zutritt gestattet werde, und Marie, die rachsüchtig ihrer eigenen Niederlage gedachte, bezeichnete ihn in heftigen Worten als einen Betrüger, der nur von Doktor Leroy übertroffen werde.

Madame la Roche zog sich zurück und konnte sich die ungewöhnliche Uebereinstimmung zweier Personen, die sonst nie übereinstimmten, nicht erklären. Ihre Verlegenheit dauerte jedoch nicht lange, denn kaum hatte sie sich in ihr Zimmer zurückgezogen, um sich die Sache fünf Minuten lang allein zu überlegen, als Charlotte in geheimnißvoller Weise eintrat.

„Sie wissen, Madame, wie sehr ich den Frieden und ein ruhiges Leben liebe," begann sie in bedeutsamer Weise, „und Marie hat eine so fürchterliche Gemüthsart und geräth gleich über Alles so in die Hitze, daß man nicht vorsichtig genug sein kann. Deßhalb komme ich jetzt, Madame, um Ihnen meine wirkliche Meinung in dieser Sache zu sagen, und diese geht dahin, daß es am besten sein wird, dem Kinde den Willen zu thun. Natürlich aber werden Sie thun, was Sie für das Beste halten, Madame."

Nachdem Charlotte diese gütige Erlaubniß ertheilt, zog sie sich zurück, und Madame la Roche war sehr geneigt, sich diese Erlaubniß und den ihr ertheilten Rath zu Nutze zu machen, doch befand sie sich dabei zugleich in bedeutender Unruhe des Gemüths, wenn sie erwog, was Marie sagen würde, wenn sie dies zu thun wagte.

Aus dieser zweiten Verlegenheit ward sie durch das Erscheinen Mariens gerissen, die glücklicher Weise, ohne Etwas von Charlottens verstecktem Manöver zu wissen, hereintrat und ohne weitere Umstände zu ihrer Herrin sagte:

„Sie mögen denken, was Sie wollen, Madame, aber es nützt Nichts, jungen Mädchen Zwang anthun zu wollen, und da Fanny einmal ihr Augenmerk auf diesen jungen Elephanten gerichtet hat, so ist es am besten, ihr ebenfalls keinen Zwang anzuthun, sondern ihr den Willen zu lassen; dann wird sie seiner schon von selbst überdrüssig werden."

„In dem, was Du da sagst, liegt viel Wahres, Marie," entgegnete ihre Herrin; „aber wenn ich glauben müßte, daß Fanny mit diesem jungen Manne blos ihr Spiel triebe, so möchte ich Nichts damit zu thun haben. Er thut mir leid."

Marie warf ihrer Herrin einen mitleidigen Blick zu und ging entrüstet darüber, daß Jemand

überhaupt mit einem Manne Sympathie haben könne, mit einem „Na, das muß ich gestehen!“ hinweg, welches über ihre Meinung von dem männlichen Geschlechte mehr sagte als ein ganzes Buch.

Es gab jedoch Dinge, in Bezug auf welche Madame la Roche sehr hartnäckig sein konnte, und nach einer längeren Zusammenkunft und Unterredung mit Jean Baptist Watt kehrte sie in das Zimmer zurück, wo Fanny allein saß, hielt ihr eine sanfte, gutgemeinte Predigt über die Verwerflichkeit, mit einem rechtschaffenen jungen Manne zu spielen, und theilte endlich, ohne ein Versprechen zu verlangen, sondern indem sie Alles Fanny's Verstande und Gefühle anheimstellte, mit, daß Baptist sie besuchen werde.

„Ich habe ihm gleich im Voraus gesagt, daß Du kein Versprechen geben wirst,“ fuhr sie fort, „daß es ein bloser Freundschaftsbesuch ist. Nun steht es bei Dir, ihn nicht zu täuschen, was in der That grausam und gottlos wäre.“

Fanny gab keine Antwort. Sie saß in einem Lehnstuhle, mit dem Kopfe auf einem Pfühle ruhend und mit den gefalteten Händen auf dem Schooße.

Eine leise Röthe stahl sich in ihre bleichen, abgezehrten Wangen, ihre Augenlider senkten sich und

ihre Lippen murmelten eine kaum hörbare Zustimmung.

„Also, liebes Kind, wir nehmen an, daß Du einwilligst,“ sagte Madame la Roche schnell. „Und ich glaube, hier ist er schon.“

Die Thür öffnete sich und Baptist trat roth, verlegen und trotz alles seines Phlegma's sehr ergriffen in das Zimmer.

„Unser Nachbar, Herr Watt, will Dich besuchen, liebes Kind,“ sagte Madame la Roche mit großer Würde. „Ich bitte, nehmen Sie Platz, Herr Watt.“

Herr Watt, der eine außerordentlich unbehagliche Miene zeigte, that nichtsdestoweniger wie ihm geheißen ward, und schien, indem er Fanny ansah, noch etwas Anderes zu verlangen als das eisige Kopfnicken, mit dem er bewillkommnet ward.

Trotz der freundlichen Bemühungen der guten Dame, das junge Mädchen zum Reden zu bringen, stand dennoch zu bezweifeln, ob sie mehr gethan als die Lippen geöffnet hätte, wenn nicht unerwarteter Weise Charlotte und Marie eingetreten wären.

Beide Premierminister der Madame la Roche hegten gerade wie andere Premierminister in dieser Beziehung, ein heimliches, aber kaum verhehltes Mitleid mit der Urtheilskraft ihrer Monarchin. Beide bezweifelten, daß es schicklich sei, Fanny zu erlauben,

Baptist Watt ohne andere Ueberwachung als die ihrer gutmüthigen Herrin zu sprechen, und beide hörten demgemäß kaum ihn eintreten, als sie jede auf ihre eigene Faust sich nach dem Zimmer begaben, wo die Unterredung stattfand.

Als sie sich hier begegneten, wechselten sie versteckte Blicke, denn jede glaubte, die andere überrascht zu haben, und erwartete Anzeichen von Feindseligkeit.

Mittlerweile stellte die eine sich auf Fanny's linke Seite und die andere auf deren rechte.

Madame la Roche machte eine ärgerliche und Baptist eine verlegene Miene. Fanny, welche begriff, wo dieser gleichzeitige Besuch hinauswollte, und darüber sehr entrüstet war, beschloß, sich dagegen zu empören, bot sofort ihr freundlichstes Lächeln auf und begann eine lebhafte Unterredung mit Baptist.

„Ich bin Ihnen sehr verbunden für Ihren Besuch, Herr Watt," sagte sie. „Sie können nicht glauben, wie lang mir die Zeit wird, wenn ich so von Morgen bis Abend im Zimmer eingesperrt bin. Erzählen Sie mir doch etwas Neues von der Welt. Ich weiß gar Nichts."

Und während Baptist, überrascht durch diese Veränderung und erfreut darüber, überlegte, welche Antwort er geben solle, brachte Fanny, ohne auf seine Antwort zu warten, ein neues Thema zur

Sprache und hielt die Unterredung mit einer Leichtigkeit im Gange, welche bewies, daß ihr diese Aufgabe nicht schwer ward.

Als Baptist sich endlich erhob, um zu gehen, lächelte sie, bot ihm die Hand und sagte freundlich:

„Sie werden mich wieder besuchen, Herr Watt, nicht wahr?"

Baptist sah Madame la Roche an, welche seufzte und lächelnd sagte:

„Natürlich wird Herr Watt wiederkommen."

Siebentes Kapitel.

Baptist kam wirklich wieder und überdies wußte Madame la Roche die Sache so geschickt einzurichten, daß Marie und Charlotte entfernt gehalten wurden, und er sprach Fanny in ihrer Gegenwart, was bei ihrer Freundlichkeit und Gutmüthigkeit fast so gut war, als spräche er Fanny allein.

Diese war allerdings sehr schüchtern, sehr launenhaft und wunderlich, aber bei all' dem doch liebenswürdig, und Baptist war zu sehr in sie verliebt, um nicht von ihr entzückt zu sein, mochte sie sich zeigen, wie sie wollte.

Auf diese Weise hatten sie zwei oder drei Zusammenkünfte, welchen, damit sie keinen Anstrich von Unschicklichkeit hätten und damit die Nachbarn keine sonderbaren Muthmaßungen anstellen und von der

kleinen Fanny zu plaudern anfangen möchten, Madame la Roche den Charakter von nothwendigen Geschäftsbesuchen zu geben wußte, indem sie Baptist wegen einiger Stühle zu Rathe zog, welche sie und Fanny zu sticken im Begriff stünden — ein umfassendes Unternehmen, bei welchem sich mit Gewißheit vorhersagen ließ, daß Madame la Roche die Rolle eines stillen Compagnons spielen und Fanny das eigentliche Geschäft der Firma besorgen würde.

Baptist wußte über diese wichtige Sache sehr viel zu sagen. Er mußte den beiden Damen die Muster auswählen helfen, dann hatte er ihnen die Zeichnungen der Stühle zur Genehmigung vorzulegen, sie über Einfassung, Fransen, vergoldete Nägel u. s. w. zu Rathe zu ziehen und hätte bequem ein Dutzend Mal kommen können, wenn Madame la Roche bei all' ihrer Ruhe und Gutmüthigkeit nicht die Dinge zu einer Krisis gebracht hätte.

Fanny war jetzt wieder gesund, obschon noch zu schwach, um ihre Arbeit wieder aufzunehmen. Wenigstens glaubten dies ihre wohlwollenden Freunde und behielten sie zu Hause.

Madame la Roche war der Meinung, daß Morgenspaziergänge das Beste für sie seien und daß Fanny nirgends reinere oder stärkendere Luft

schöpfen könne als in Madame la Roche's alterthümlichem Garten.

In diesen führte sie daher die Genesende jeden Morgen und erklärte, es gehe Nichts über mäßige Bewegung in freier Luft.

Diese Spaziergänge machten Madame la Roche und Fanny allein, und nachdem Baptist zwei oder drei von einer Reihe von Besuchen gemacht, welche endlos zu werden droheten, bekam Madame la Roche auf diese Weise Gelegenheit, ernsthaft, wie sie es nannte, mit ihrer kleinen Schützlingin zu sprechen.

„O, Madame la Roche, sehen Sie nur einmal diesen Vogel an," rief Fanny, indem sie vor dem Vogelhause stehen blieb und über einen weißen Kakadu lachte, der sich auf seiner Stange schaukelte.

„Ja, liebes Kind, aber ich muß wegen Herrn Watt mit Dir sprechen."

Niemand kann die wunderlichen Grillen der Mädchen erklären.

Fanny glaubte plötzlich eine scherzhafte Aehnlichkeit zwischen dem Kakadu und ihrem Bewunderer zu bemerken und lachte, daß ihr die Thränen an den Wangen herabrannen.

Madame la Roche konnte sich diese seltsame Lustigkeit nicht erklären, auch dann noch nicht, als Fanny ihr die Ursache derselben auseinandersetzte,

und versicherte ihr in ernstem, obschon gütigem Tone, daß sie keine Aehnlichkeit zwischen diesen beiden Individuen, dem Kakadu und Jean Baptist Watt, bemerken könne — eine Versicherung, über welche Fanny abermals sich halbtodt lachen wollte.

Natürlich wußte sie, daß die beiden Individuen einander nicht ähnlich waren — es wäre nicht übel gewesen, wenn sie wirklich Aehnlichkeit mit einander gehabt hätten.

„Liebes Kind," sagte Madame la Roche, „Du mußt nicht über dergleichen Dinge lachen, besonders nicht heute Morgen, denn ich möchte ganz ernsthaft über Baptist mit Dir sprechen. Du weißt, liebes Kind, daß er nicht fortwährend hierher kommen kann. Davon kann keine Rede sein."

Fanny zeigte eine bestürzte Miene.

„Davon kann keine Rede sein," hob Madame la Roche wieder an. „Herr Noiret wundert sich ohnehin, daß ich so viel Verkehr zwischen Euch gestatte. Es scheint mir wirklich selbst, als hätte ich ein wenig thörigt gehandelt."

„Ich verabscheue Herrn Noiret," rief Fanny und sah aus, als ob sie anfangen wollte zu weinen.

„Mein liebes Kind, Herr Noiret ist Dein bester Freund," sagte Madame la Roche.

„O nein, das ist er nicht. Er zerbrach mir,

als ich noch klein war, einmal meine Puppe, und seit dieser Zeit hasse ich ihn."

„Das war aber weiter Nichts als ein unglücklicher Zufall."

„Nein — er trat absichtlich mit dem Fuße darauf. Ich sah, wie er mit seinem Absatze in ihr armes Gesicht trat. Ich höre es jetzt noch knirschen und ich hasse ihn! Mein bester Freund wäre er? O nein, Sie sind mein bester Freund, Madame la Roche!"

Und Fanny schlang schmeichelnd und liebkosend ihre Arme um Madame la Roche's Hals.

„Ja, ja," sagte die ältere Dame, „aber Baptist darf nicht mehr hierher kommen — oder wenn er kommt," setzte sie, Fanny in's Gesicht sehend, hinzu, „so muß er als Dein verlobter Bräutigam kommen."

Fanny gab keine Antwort.

„Warum willst Du ihn nicht heirathen? — wir wollen sagen in vielleicht zwei Jahren," fuhr Madame la Roche fort. „Seine Aussichten sind gut, sein Ruf ist ebenso vortrefflich wie sein Charakter — es ist eine gute Partie — und er scheint Dir auch zu gefallen. Er hegt sicherlich innige Neigung zu Dir, und was ist zum Heirathen weiter nöthig? — Aber mit ihm spielen, liebes Kind, darfst Du

nicht; deßhalb bitte ich Dich, einen Entschluß zu fassen. Willst Du ihn oder nicht?“

Auf diese Weise in die Enge getrieben, faßte Fanny auch wirklich einen Entschluß, und von diesem Tage an war Jean Baptist Watt ihr Bräutigam.

Die Verlobung fand an demselben Abende mit einiger Feierlichkeit in dem alten Gesellschaftszimmer, welches Madame la Roche nur bei besonders feierlichen Gelegenheiten öffnen ließ, und in der unheimlichen Gegenwart Charlottens und Mariens statt, welche dastanden und aussahen wie zwei grimmige Bildsäulen der Wachsamkeit.

Aber es gab Nichts zu bewachen, Madame la Roche saß in ihrem Lehnstuhle und hielt eine freundliche kleine Anrede an Baptist, der, seine Mütze in den Händen drehend, mit ziemlich verlegener Miene vor ihr stand, und an Fanny, welche keck und mit muthwilligen Augen neben ihm stand, obschon sie sich bemühete, ehrerbietig und aufmerksam auszusehen.

„Meine lieben Kinder,“ sagte Madame la Roche. „Mit Eurer Wahl habe ich Nichts zu schaffen. Ihr habt beide selbst gewählt — ich hoffe zuversichtlich, daß Ihr auch klug gewählt habt. In Bezug auf Euer Benehmen aber, ehe diese Wahl gesetzlich und bindend gemacht wird, habe ich Einiges zu bemerken und Euch gute Rathschläge zu ertheilen. Sie, Baptist,

müssen sehr geduldig, und Du, Fanny, mußt sehr gut sein — aber mein Himmel," unterbrach Madame la Roche, welche ihres Sprecheramtes schon müde ward, sich selbst, „ich brauche gar Nichts mehr zu sagen — Ihr wißt ja schon Alles — gieb ihm die Hand, Fanny, und machen wir damit ein Ende."

Fanny that, wie ihr geheißen ward, und ergriff die dargebotene Hand mit einiger Bewegung.

„Fanny," sagte er, indem er sie zum ersten Male bei ihrem Taufnamen anredete, „Fanny, ist es wirklich Ihr Ernst — sind Sie mir gut?"

„Ich verbiete Fanny, diese Frage zu beantworten," sagte Charlottens ruhige Stimme; „kein Mädchen, welches auch nur den geringsten Grad von Selbstachtung besitzt, darf einem Manne eher sagen, daß sie ihm gut ist, als bis sie lange genug mit ihm verheirathet ist, um sich erst selbst darüber klar geworden zu sein."

Tiefes Schweigen folgte auf diese ominösen Worte.

Marie überlegte, wie sie denselben widersprechen solle, ohne Baptist's Partie zu nehmen.

Madame la Roche wagte nicht, sich gegen einen Ausspruch zu erklären, welchen sie gleichwohl nicht umhin konnte als einen zu strengen zu betrachten, und Baptist, der verlegen und ängstlich dastand,

blickte von Charlotten auf seine Braut und von dieser wieder auf ihre Pathe.

Fanny beobachtete ihn eine kleine Weile, dann warf sie einen rebellischen Blick hinter sich, hob sich auf die Zehen und flüsterte so nahe als sie hinaufreichen konnte, in Baptist's Ohr:

„Mein guter Baptist, höre nur auf weiter Niemand als auf Fanny."

Er ergriff ihre beiden Hände, schloß sie fest in die seinen und sah ihr unverwandt in's Gesicht.

„Sage, daß Du mir gut bist — daß Du mir wirklich gut bist!" rief er mit Nachdruck.

Fanny erschrak fast über sein Ungestüm.

„Ja, ja, ich bin Dir gut," entgegnete sie, „aber laß meine Hände los, ich bitte Dich!"

Baptist ließ ihre Hände los, bückte sich aber erst und küßte sie auf beide Wangen.

Ein zwiefacher Ausruf des Entsetzens entrang sich den beiden dahinterstehenden Bildsäulen. Fanny lachte aber blos und erröthete, und Madame la Roche stand auf, um die Vertheidigung des Verbrechers dadurch unnöthig zu machen, daß sie den Angriff nicht abwartete.

„Es ist ganz in Ordnung," sagte sie mit dem Kopfe nickend. „Als ich hier in diesem selben Zimmer vor dreiundfünfzig Jahren mit Herrn la Roche ver-

lobt ward, that er genau dasselbe; nur," setzte sie in sanft vorwurfsvollem Tone hinzu, „nur bat er meine gute Mutter erst um Erlaubniß."

Baptist ward roth und stammelte eine Entschuldigung.

„Aber, Madame," setzte er hinzu, „Sie wissen, es giebt Dinge, über welche man in Bestürzung geräth, und daß meiner kleinen Fanny verboten ward, mir zu sagen, daß sie mir gut sei, war mehr, als ich ertragen konnte, und mit aller gebührenden Achtung vor den Personen, die ich natürlich achten muß," setzte Baptist hinzu, indem er Charlotten und Marien fest ansah und Fanny's Arm in den seinen zog, „dieses Mädchen ist mein oder sie ist es nicht. Wenn sie aber mein ist," fuhr er mit Nachdruck fort, „so muß sie mir gut sein oder —"

„Ach sei doch nicht thörigt," unterbrach ihn Fanny, indem sie ihm mit ihren kleinen Fingern den Mund schloß, „ich werde Dir so gut sein als es mir beliebt — weder mehr noch weniger."

Und schüchtern wie ein Lamm fügte sich Baptist.

Achtes Kapitel.

Zwei Jahre waren vergangen.

Madame la Roche war in ihrem Stuhle fest eingeschlafen. Das Feuer brannte hell, die Lampe verbreitete ein gedämpftes Licht, das Zimmer war warm, draußen war die Nacht stürmisch, der Regen schlug an die Fensterladen, der Wind heulte um die Straßenecke — kurz, es fehlte Nichts, um ein Abendschläfchen behaglich und angenehm zu machen.

Aber das menschliche Glück ist vergänglich. Die schwere Hausthür öffnete und schloß sich wieder mit dumpfem Dröhnen. Madame la Roche fuhr zusammen, seufzte und erwachte.

„Allein!" sagte sie in ihrem sanften Tone; „sie lassen mich stets allein — das ist sehr unrecht."

Sie sagte dies mit der weichsten Stimme, einer Stimme, die zu ihrem freundlichen Gesichte mit sei=

nem Rahmen von weißem Haar und einer zierlichen Spitzenhaube paßte — einer Stimme, die mit dem ruhigen, abgeschlossenen Zimmer harmonirte, in welchem Madame la Roche der Einsamkeit überlassen war, worüber sie sich beschwerte.

Es war ihr Schlafzimmer, eins von jenen Salonschlafzimmern, welche spröden englischen Reisenden schon lange zum Aergerniß gereicht haben.

Hier empfing Madame la Roche ihre Besucher und Freunde.

Das Gesellschaftszimmer, der eigentliche Salon, blieb für festliche Gelegenheiten, wie Fanny's Verlobung, die sich selten ereigneten, reservirt, und das Schlafzimmer mit seinem alten, aber kostbaren und verschwenderisch mit Messingstangen, Knöpfen und Henkeln verzierten Geräth vertrat die Stelle des Salons.

Madame la Roche schien für dieses Zimmer geschaffen zu sein. Es paßte so gut zu ihrer Spitzenhaube, zu ihrem wattirten seidenen Gewande und zu den netten schwarzen Müffchenhandschuhen an ihren kleinen weißen, mit Grübchen versehenen Händen, und daß sie wirklich dafür geschaffen sei, dachte sie wahrscheinlich selbst, denn sie verließ es selten, besonders jetzt, wo es Winter und kalt geworden war.

Wenn ihr aber auch das Zimmer gefiel, so

blieb sie doch nicht gern allein darin, und als sie daher aus ihrem Abendschläfchen erwachte und sich in gänzlicher Einsamkeit sah, sagte sie mit der gewöhnlichen Sanftheit ihres Tones:

„Sie sind sehr unartig."

Kaum waren diese Worte gesprochen, als Marie, die Hauptübelthäterin — denn ihr lag besonders die Pflicht ob, bei Madame la Roche zu bleiben, während dieselbe schlief — in das Zimmer trat.

„Marie," begann Madame la Roche, „ich dächte, wir hätten ausgemacht, daß Du stets hier bleiben und nähen sollst, während ich schlafe."

„Wenn ich," entgegnete Marie etwas spitz, „blos meine eigene Arbeit zu besorgen hätte und nicht auch die Charlottens, so könnte ich allerdings allen meinen Pflichten genügen; wenn ich aber die Hausthür öffnen und noch mehr dergleichen thun muß, so kann ich nicht wohl immer bei Ihnen sitzen, Madame."

„Und Fanny?" sagte Madame la Roche.

„O freilich, wenn Sie an Fanny Etwas auszusetzen finden —" begann Marie ironisch.

„Nein, durchaus nicht," unterbrach sie ihre Herrin, „und ich bitte, daß auch Du nicht Etwas an ihr auszusetzen findest — ich höre es nicht gern."

„Ich auch nicht," sagte Marie, indem sie einen zornigen Blick nach der Thür oder wahrscheinlicher

auf Jemanden warf, der im Schatten derselben lauerte, „und ich glaube, wenn gewisse Menschen sich einmal nicht beliebt machen können, so thäten sie besser, sich ruhig zu verhalten. Kommen Sie doch herein, Herr Baptist, und stehen Sie nicht dort wie ein Laternenpfahl."

Da diese Aufforderung keine hinreichend schnelle Wirkung äußerte, so zog Marie entschlossen unsern alten Freund Jean Baptist Watt in das Zimmer herein.

Er kam herein, bis an die Decke des Zimmers ragend, welches er zu seiner eigenen Verwirrung, wie es schien, ziemlich zur Hälfte ausfüllte.

„In der That," rief Marie athemlos, „dieser junge Mensch ist so groß und stark wie ein junger Elephant — und eben so dumm, glaube ich," setzte sie murmelnd hinzu. „Nun, was haben Sie über Fanny bei Madame anzubringen? denn ich weiß im Voraus was Sie wollen, wie ich Ihnen hiermit bemerklich machen will."

Und gerüstet, für ihre kleine Freundin in die Schranken zu treten, verschränkte Marie die Arme, neigte den Kopf ein wenig auf die Seite und sah Baptist mit sarkastischem Blicke an.

Er hatte sich nur wenig verändert und war immer noch derselbe ruhige, gesetzte, phlegmatische Flamländer, der er vor zwei Jahren gewesen.

„Guten Abend, Baptist," sagte Madame la Roche, indem sie seinen Gruß mit sanftem Kopfnicken erwiderte. „Stehen die Dinge zwischen Ihnen und Fanny nicht mehr gut? Was habt Ihr gemacht?"

„Ja, was haben Sie gemacht," wiederholte Marie argwöhnisch. „Ich bin überzeugt, daß das Unrecht auf Ihrer Seite ist."

„Das kann wohl sein," entgegnete Baptist phlegmatisch. „Auf alle Fälle, Marie, komme ich nicht, um Fanny anzuklagen. Ich verlange blos, was Madame la Roche mir verschaffen kann und was ich nicht selbst verlangen kann — eine aufrichtige, offene Antwort."

„Sie müssen Geduld haben, lieber Baptist," sagte Madame la Roche. „Wir können Fanny nicht drängen oder treiben."

„Ich habe nun zwei Jahre gewartet," entgegnete Baptist ruhig. „Ich bin von einem Vierteljahre zum andern vertröstet worden — ich kann aber doch nicht immer warten."

„Sie müssen sich aber dennoch gedulden," sagte Madame la Roche wieder.

Baptist sah sie mit aufmerksamem Blicke an.

„Madame," sagte er, „von dem ersten Morgen an, wo ich Fanny in Ihrem Garten Blumen pflücken sah, liebte ich sie. Ich sagte es ihrer Pathe und ihr

selbst. Wir wurden verlobt. Jeder, der mich kannte, sagte, ich hätte einen dummen Streich begangen. Ich war ein neuer Anfänger in meinem Geschäft, aber ich hatte gute Aussichten und zweihundert Francs jährliche Einkünfte von meinem väterlichen Erbtheil, und obschon ich mich nach einer Frau mit Geld hätte umsehen können und obschon alle Leute sagen, ich liebte das Geld — ich liebe es auch, denn wer liebte es wohl nicht? — so habe ich doch nie verlangt, daß Sie Fanny auch nur einen Sou mitgeben sollen. Was Sie versprachen, Madame, versprachen Sie freiwillig."

„Und ich werde mein Wort auch halten," sagte Madame la Roche.

„Aber Fanny will das ihre nicht halten," hob Baptist mit düsterer Miene wieder an. „Ich liebe sie innig — sie weiß es und lacht mich in meinem Schmerze nur aus. Wirklich, die Männer sind Narren, wenn sie alle so sind wie ich. Als ich vor einem Jahre glaubte, es sei Alles in's Reine, sagte Mademoiselle Fanny mir plötzlich, mein Arbeitsladen mit dem Hinterstübchen, dem Bett, dem Tisch, und zwei Stühlen gefiele ihr nicht. Als sie sah, daß mich dies erbitterte, streckte sie die Hand aus, klopfte mich auf den Arm und sagte, wenn ich nur noch drei Monate warten wollte, so würden wir sehen. Ja wirklich,

die Männer sind Narren. Ich wartete drei Monate und ward dann abermals auf drei Monate vertröstet, weil sie noch zu jung sei. Dann kamen wieder drei Monate, weil sie mit sich selbst noch nicht im Klaren sei, und aus diesem selben Grunde bin ich vertröstet worden bis jetzt. Nun aber will ich nicht länger warten. Ich sagte es ihr gestern — sie lachte dazu, aber ich bin fest entschlossen und Fanny soll mir in Ihrer Gegenwart, Madame, und mit Ihrer Erlaubniß heute Abend ein schlichtes Ja oder Nein antworten."

Madame la Roche hatte ihn mit der schläfrigen Sanftheit ihres Wesens — Marie dagegen mit verschränkten Armen, welche Krieg bedeuteten, und ominösem Lächeln angehört.

„Also," sagte sie, indem sie den Kopf langsam von einer Seite zur andern hin- und herbewegte, „also deßhalb sind Sie gekommen, Herr Baptist, um das arme liebe Kind zu schmähen — vor mir, ihrer Freundin, und vor Madame, ihrer Beschützerin. Sie setzen mich in Erstaunen, mein Herr, Sie setzen mich in Erstaunen."

„Ich habe blos die Wahrheit gesagt," sagte Baptist hartnäckig, „und Fanny wird kein Wort davon leugnen. Uebrigens verlange ich ja weiter Nichts als ein schlichtes Ja oder Nein."

„Und warum?“ fragte Marie.

„Warum?“

„Ja,“ sagte Marie fest, indem sie Madame la Roche ansah, „warum soll Fanny ihm oder sonst Jemandem ein schlichtes Ja oder Nein, wie er es nennt, antworten, wenn sie keine Lust dazu hat?“

Diese muthige Verfechtung weiblicher Rechte machte Madame la Roche doch ein wenig stutzig.

„Aber, Marie,“ sagte sie sanft, „ich sollte wirklich meinen, das müßte Fanny thun.“

„O wenn Sie sich selbst gegen sie kehren, Madame,“ bemerkte Marie mit stolzer Entrüstung, „dann brauche ich mich freilich nicht zu wundern, wenn auch Charlotte gegen ihre eigene Pathe für diesen jungen Mann Partie nimmt.“

„Apropos,“ sagte Madame la Roche nachdenklich, „ich glaube, wir sollten uns mit Charlotten berathen — sie ist die Pathe des Mädchens — sie kann ihr sagen, was sie thun soll — ja, rufe Charlotten.“

Marie warf den Kopf empor, daß die hohe Haube nickte, und es ist zweifelhaft, ob sie bei ihrer unabhängigen Gesinnung dem Befehle ihrer Herrin gehorcht haben würde — denn sie glaubte, die Vorsehung habe diese eben so um ihretwillen als sie, Marien, um Madame la Roche's willen geschaffen —

wenn nicht Charlotte, durch eine Ahnung von dem, was vorging, herbeigelockt, in diesem Augenblicke von selbst erschienen wäre, indem sie als Vorwand für ihr unberufenes Kommen eine frisch geplättete Haube in der Hand hielt.

„Charlotte, Du kommst uns gerade gelegen!" rief Madame la Roche mit einem Seufzer. „Fanny verträgt sich nicht mit Baptist. Thätest Du wohl, wenn Du Dich einmischtest?"

Aus dem Tone ihrer Gebieterin schloß Charlotte, daß Marie auf die Seite des Freiers getreten sei, und nahm daher natürlich Partie für Fanny.

„Ich wünsche durchaus nicht, Ihnen zu widersprechen, Madame," sagte sie in gesetztem Tone, „aber es giebt eine gewisse Art und Weise, auf welche man mit jungen Mädchen umgehen muß, und wenn ein Freier sich dieser Art und Weise nicht anbequemen will, so nehmen die Mädchen es übel und lassen es sich merken."

„Das weiß ich doch nicht," warf Marie ein.

Charlotte nahm von dieser Bemerkung keine Notiz, sondern fuhr fort:

„Meine Pathe ist an Bewunderung gewöhnt, die sie auch verdient. Herr Baptist bewundert sie nicht genug."

„Ich bewundere sie nicht genug!" rief Baptist.

„Mein Himmel, was kann ich mehr thun als sie zur Frau begehren? Ist das nicht Bewunderung genug?“

„Ueberdies ist Fanny keine so große Närrin, daß sie Alles glauben sollte,“ bemerkte Marie tapfer.

„Ich habe schon längst bemerkt, daß meine Pathe in diesem Hause nicht gern gesehen wird,“ sagte Charlotte resignirt; „aber eine Närrin habe ich sie noch nicht nennen hören. Ich hoffe, daß dieses unfeine Wort zum ersten und zum letzten Male auf sie angewendet worden ist — wenigstens in meiner Gegenwart.“

„Schweig', Marie!“ rief hastig Madame la Roche, welche, obschon Marie noch kein Wort gesprochen, es doch für das Beste hielt, ihr durch das Verbot: „Schweig', Marie!“ zuvorzukommen. „Baptist,“ fuhr sie fort, „ich bitte Sie, kein Wort weiter hinzuzufügen. Ich kann mich kaum wundern, daß Sie mit Fanny nicht vorwärtskommen, wenn ich sehe, wie Sie meinen ganzen Haushalt in Aufruhr bringen, und im Grunde genommen,“ setzte Madame la Roche hinzu, indem sie, erschöpft von dieser langen Rede und dieser ungewöhnlichen Aufbietung von Energie, in ihren Stuhl zurücksank, „im Grunde genommen, glaube ich, wir thun am besten, wenn wir

diese Sache Fanny überlassen. Mag sie sagen und thun, was sie wünscht."

„Madame," sagte Baptist kaltblütig, „das ist es eben, was ich wünsche — sie möge mir ein schlichtes Ja oder Nein antworten. Ich weiß, daß ein alberner kleiner Kerl da drüben wohnt, der immer nach ihr sieht; aber dies," setzte Baptist mit tragischem Stirnrunzeln hinzu, „ist eine Sache, die zwischen ihm und mir ausgeglichen werden wird."

Er konnte Nichts weiter sagen. Man vernahm ein leises Klopfen an der Thür und beinahe unmittelbar darauf trat Fanny herein.

Neuntes Kapitel.

Fanny hatte sich in zwei Jahren bedeutend verändert. Viel länger war sie allerdings nicht geworden, wohl aber unverkennbar voll und stark. Die Frische der Rose hatte sich auf ihre Wangen niedergelassen, welche von zwei Grübchen geschmückt wurden, und mit ihren hellen schwarzen Augen, rothen Lippen und weißen Zähnen war Fanny wirklich ein sehr hübsches Mädchen.

Dennoch aber ließ sich aus diesen Reizen, so ächt sie auch waren, kaum der Zauber erklären, dessen Opfer Baptist war.

Er hatte Fanny geliebt, als sie noch ein schlankes, blasses Mädchen war, welches von den meisten Leuten für häßlich gehalten ward. Mit seiner Zuneigung hatte ihre jetzige Schönheit Nichts zu thun. Und wer, der ihr gut passendes Merinokleid und ihre kleine

Schürze ansah, in deren Taschen mit koketter Grazie ihre Hände ruheten, wer, der vor allen Dingen das weiße phantastische Häubchen sah, welches auf dem Wirbel ihres Kopfes saß, hätte glauben können, daß Fanny die Heldin einer Liebestragödie oder wenigstens eines Melodrama's werden könne?

Es schien dies eine geradezu abgeschmackte Idee zu sein, denn nur Komödie, leichte, sorglose Komödie stand in der ganzen Erscheinung der jungen Pariserin geschrieben.

Eben so gut hätten zwei Männer sich wegen eines Schmetterlings duelliren, als sich um die Bevorzugung dieses flatterhaften, muthwilligen kleinen Wesens streiten können.

Der Geschmack läßt sich aber einmal nicht erklären. Baptist war ein ernster, nüchterner Flamländer; aber nicht so bald erschien Fanny in Madame la Roche's Zimmer, als er roth, dann wieder blaß ward und mit Einem Worte alle Anzeichen einer heftigen Gemüthsbewegung verrieth. Als Fanny ihn sah, schmollte sie wie ein ungezogenes Kind, welches erwartet, ausgescholten zu werden, und weiß, daß es dieses Schelten verdient hat.

„Fanny," sagte Madame la Roche in ihrem milden Tone, „was soll das Alles heißen? Warum spielst Du mit einem ehrlichen Manne wie Baptist?

Ich fürchte, dies ist Unrecht, mein liebes Kind, sehr Unrecht."

„Unrecht!" murmelte Marie entrüstet.

Fanny stand gegen eine Commode von Rosenholz gelehnt, mit den Händen noch in den Taschen, die Augen auf den Boden heftend, während ihre ganze Erscheinung Starrköpfigkeit und Eigensinn ausdrückte.

In bewegtem Tone hob Baptist an:

„Fanny, ich komme nicht hierher, um Dich zu quälen. Ich wünsche blos eine schlichte Antwort von Dir. Sage mir ein- für alle Mal: „Baptist, ich kann Dich nicht leiden!" und ich werde Dir nicht länger lästig fallen."

Fanny lächelte schalkhaft, ohne aufzublicken, und schien nicht im Mindesten geneigt, diesen harten Ausspruch zu thun.

Charlotte ergriff an ihrer Statt das Wort.

„Nicht leiden," sagte sie spöttisch; „es müßte weit gekommen sein, wenn ein Mann erwartete, daß ein hübsches Mädchen selbst sagen solle, ob sie ihn leiden könne oder nicht."

„Aber Du mißfällst mir ja durchaus gar nicht, Baptist," sagte Fanny sanft.

„Nun, dann nimm mich doch auch, Fanny," entgegnete er, „und sage Ja — ein- für alle Mal. Madame la Roche billigt unsere Vermählung, Deine

Pathe Charlotte ist damit einverstanden — ich bin ein Mann, der sein gutes Auskommen hat."

„Ja, ja, das weiß ich," sagte Fanny mit liebenswürdiger Miene. „Du hast zweihundert Francs jährlich, einen Laden, ein Hinterzimmer, einen Tisch, ein Bett und zwei Stühle — das weiß ich Alles auswendig."

Baptist warf ihr einen so finstern Blick zu, daß Marie hörbar das Wort „Elender!" flüsterte, und selbst Madame la Roche bemerkte:

„Na, Sie müssen Geduld haben, wissen Sie."

„Der Herr will sich aber einmal nicht herablassen, Geduld zu haben," sagte Charlotte. „Er glaubt, ein Mädchen müsse sich ihm in die Arme werfen. In meinem Leben ist mir so Etwas noch nicht vorgekommen — es ist abscheulich."

„Ich sehe nicht ein, warum Fanny jetzt schon heirathen soll," sagte Madame la Roche mit einem Anfluge von Streitsucht. „Sie ist noch sehr jung."

„Gegen das Heirathen bin ich nicht," bemerkte Charlotte mit herausfordernder Sanftmuth, „gewiß nicht, aber dennoch weiß ich, daß ich, wenn ich nur noch vielleicht fünf Jahre gewartet hätte, ehe ich heirathete, dann höchst wahrscheinlich anders gewählt und es besser getroffen haben würde. Mein Mann war ein ganz guter Mann, aber er war weiter Nichts

als ein gewöhnlicher Arbeiter, während ich fünf Jahre später einen Capitain hätte bekommen können — wenigstens sagte dieser mir es mehr als ein Mal."

„Ich dachte, er wäre auch verheirathet gewesen," bemerkte Marie.

„Wie? Ich bitte mir aus —" rief Charlotte mit zorniger Majestät.

„Still, still!" sagte Madame la Roche, ohne auf diese Worte zu achten.

Baptist betrachtete Fanny immer noch mit düster wehmüthigem Blicke.

Sie sah lächelnd in das Feuer und schien seinen Blick nicht zu bemerken.

„Fanny," sagte er, „ein schlichtes Ja oder Nein."

Fanny biß sich auf die Lippe, erröthete bis in die Stirn hinauf, sah ihn fest an und antwortete:

„Nein."

Baptist ward leichenblaß, sein Auge stier und glanzlos, seine Lippe zitterte, seine Stimme war kaum hörbar, als er sagte: „Ich danke Ihnen, Fanny!" und ohne auf Madame la Roche's Gegenwart zu achten, schritt er aus dem Zimmer hinaus.

„Mein Himmel, wie seltsam!" sagte Madame la Roche unruhig aufblickend.

„Das war ihm Recht," sagte Marie hartnäckig.

„Dann warst Du ihm also gar nicht gut, Fanny?“ fuhr die Herrin des Hauses fort.

„Gut!“ kreischte fast Marie, „wer könnte einem solchen Tölpel gut sein?“

Fanny sagte Nichts, sie sah ruhig und unbefangen, aber doch ziemlich nachdenklich aus.

„Ich fürchte aber doch, daß Du mit ihm gespielt hast, liebes Kind;“ sagte Madame la Roche; „ich fürchte es wirklich.“

Marie wollte eben wieder loslegen, aber Fanny kam ihr zuvor.

Madame la Roche versuchte streng auszusehen, Fanny sah sie aber schelmisch an und Madame la Roche's Zorn schmolz in einem halben Lächeln hinweg.

Sofort begann Fanny ihre sehr leichte Rechtfertigung.

„Ich bin ihm gut, Madame la Roche, ich bin ihm wirklich gut, aber nicht genug, um ihn zu heirathen und mit ihm in diesem kleinen Loche von einem Laden mit dem Hinterstübchen u. s. w. zu leben. Ich würde dort vor Langweile sterben — ganz gewiß — oder davonlaufen, was noch schlimmer wäre. Ist es daher nicht besser, wenn ich mich jetzt von ihm trenne, als wenn ich ihn heirathe und es dann bereue?“

„Versteht sich,“ sagte Marie energisch.

„Das Kind ist wirklich nicht ohne Verstand," sagte Madame la Roche.

„Nicht ohne Verstand!" rief Marie; „sie ist aus Verstand zusammengesetzt!"

„Ja, sie ist ein kluges kleines Kind," sagte Madame la Roche, und Beide betrachteten Fanny, welche durch dieses übertriebene Lob förmlich verblüfft zu werden schien, mit bewunderndem Blicke.

Vielleicht war es durchaus nicht ihre eigene Meinung, daß der Verstand ihre hervorragende Eigenschaft sei, dennoch aber versuchte sie nicht, das Factum zu bestreiten, sondern gab durch ihre Blicke zu verstehen, daß es Madame la Roche und Marien freistehe, sie zu bewundern, so viel sie Lust hätten, während sie ihren gewöhnlichen Sitz am Kamine einnahm.

Charlotte, welche sich bis jetzt noch im Zimmer umhergetrieben, hielt es jetzt für angemessen, die Sache mit Baptist zum Abschlusse zu bringen, indem sie sagte:

„Der junge Mann thut mir wirklich leid. Obschon ein wenig tölpisch und geradezu, war er doch gutmüthig und, ich glaube, ehrlich."

„Baptist ist nicht tölpisch," sagte Fanny mit ärgerlicher Miene.

„Aber doch dick, liebes Kind, ganz entschieden dick," sagte Charlotte.

„Dick!" wiederholte Fanny; aber nicht im Stande, diese Beschuldigung in Abrede zu stellen, setzte sie Nichts weiter hinzu, sondern wendete sich zu Madame la Roche und fragte ruhig, was gelesen werden solle.

Auf diesen Wink verließen Charlotte und Marie das Zimmer, während Madame la Roche nachdenklich antwortete:

„„Mariette" ist zu wenig unterhaltend. Wir wollen lieber „Die drei maskirten Damen" lesen."

Demgemäß begann Fanny mit heller Stimme:

„„Die Mitternachtstunde schlug eben, als drei maskirte Damen auf dem Platze von Notre Dame erschienen!"

„Fanny!" rief Madame la Roche, deren Sanftmuth selbst durch alle Gräuel der französischen romantischen Schule nicht gestört werden konnte, — „Fanny, es war eine gute Partie! Es ist fast Schade, daß Du diesen jungen Mann abwiesest."

„Das ist wohl möglich," bemerkte Fanny schüchtern und dachte, während sie in den „Drei maskirten Damen" weiter las, bei sich selbst:

„Und gesetzt, ich bereuete es, kann ich ihn denn nicht wiederbekommen? Ich brauche ja blos das Fen=

ster zu öffnen, hinauszublicken und ihn mich sehen zu lassen, und Alles ist wieder im alten Gleise.“

In dieser unbesorgten Gemüthsstimmung las Fanny weiter, bis es Zehn schlug.

Dann legte sie das Buch nieder und Marie erschien mit einem kleinen Präsentirteller, auf dem ein Glas und eine Flasche stand.

Madame la Roche genoß ihr frugales Souper, aus geröstetem Brote und heißem Weine mit Wasser bestehend, ließ sich von Marien und Fanny auskleiden und sagte, indem sie in das sich um sie herumschließende Daunenbett stieg, leise hinter den Damastvorhängen hervor:

„Marie, quäle Fanny nicht wegen Baptist. Ich weiß, er ist ein guter junger Mann; aber da sie sich einmal Nichts aus ihm macht, so dürfen wir sie auch weiter nicht quälen.“

Die Augen schließend, schlief Madame la Roche sehr bald ein und vergaß Baptist, Liebe, Marien und Alles.

„Ich sollte Fanny seinetwegen quälen!“ murmelte Marie. „Das wäre sehr wahrscheinlich!“

Allerdings war es durchaus nicht wahrscheinlich, aber der Geist des Widerspruchs ist groß und besaß über Marien ausreichende Gewalt, um sie zu ver-

anlassen, Fanny, wenn auch nicht gerade zu Gunsten Baptist's, doch um seinetwillen auszuschelten.

Charlotte, welche zugegen war, vertheidigte in sanftem Tone ihre Pathe, und da ihre Sanftheit wie gewöhnlich bei Mariens hitzigem Temperamente Oel in's Feuer goß, so war ein fürchterlicher Zank das Resultat.

Fanny hörte Beide mit augenscheinlicher Ungeduld und machte dem Argumente ein Ende, indem sie in trotzigem Tone sagte:

„Ich mochte Baptist nicht, weil ich ihm nicht gut bin, aber ich weiß selbst nicht, warum ich ihm nicht gut bin, und wenn ich ihm gut wäre, so nähme ich ihn morgen.“

Und müde, fortwährend von Baptist sprechen zu hören, ging sie in ihr Zimmer. Es befand sich dicht neben dem der Hausherrin und hatte eben so wie dieses die Aussicht auf die Straße.

Baptist's Laden befand sich gerade gegenüber. Aus diesem Laden fiel ein Lichtstreifen, den Fanny an dem Fenstervorhange spielen sah. Sie lag wach, obschon im Bett.

Madame la Roche schlief ruhig in dem Zimmer zu ihrer Rechten, Marie und Charlotte stritten sich — aber nicht mehr wegen Baptist — in einem andern

Zimmer zu ihrer Linken, aber sie konnte weder schlafen wie die Eine, noch vergessen wie die Andern.

Vielleicht rührte sie das Gewissen — vielleicht ist das Mitleid der Jugend stärker als die Sympathie oder als der Zorn des Alters.

„Was mag er jetzt machen?“ dachte sie und stand auf, um hinüber zu sehen.

Die Straße war leer und still — es schlug Elf — sie zog die Vorhänge zurück und sah hinaus.

Baptist arbeitete noch fleißig — er machte einen Stuhl für Madame la Roche fertig — einen Stuhl, den Fanny gestickt hatte — den letzten von dem merkwürdigen Halbdutzend, welches vor zwei Jahren angefangen worden.

Die Art und Weise seiner Arbeit verminderte jedoch Anfangs nicht ihr Mißfallen darüber, daß Baptist, nachdem er sich von ihr getrennt, überhaupt arbeiten konnte. Sie betrachtete den finstern, verräucherten kleinen Laden mit verächtlichem Blicke.

Da drin zu wohnen — das wäre noch besser!

Ihr Auge ruhte mit Verachtung auf der stämmigen Gestalt des jungen Flamländers, der bei dem Scheine eines elenden Talglichtes nagelte und hämmerte.

„Er scheint sich eben keine große Gemüthsunruhe

zu machen," dachte Fanny ärgerlich über ihr überflüssiges Mitleid. „Da sehe nur Einer, wie er arbeitet, um einige Francs zu verdienen! Dieser Mann liebt Nichts als das Geld."

Und mit diesen Worten ließ sie den Vorhang fallen, ging wieder zu Bett und schlief bald darauf fest ein.

Denn Fanny war hübsch geworden und mit ihrer Schönheit hatte sie Bewunderer erworben — ein Umstand, gegen welchen kein hübsches Mädchen gleichgültig ist, und welcher Baptist's Liebe bedeutend in den Schatten gestellt hatte.

„Ich bin ihm wirklich gut," dachte sie oft, „aber warum soll ich so jung schon heirathen?"

Ein kluger Gedanke, der durch den Widerwillen den sie fühlte, eine angenehme Wohnung mit dem kleinen, finstern Hinterzimmer und einem Geschäftsleben zu vertauschen, wesentlich unterstützt ward.

Und so war ihre Liebe allmählig immer schwächer und schwächer geworden und sie konnte es über sich gewinnen, sich von Baptist ohne große Gemüthsbewegung zu trennen, und nachdem sie sich von ihm getrennt, konnte sie ruhig schlafen.

Zehntes Kapitel.

Zeitig am nächsten Morgen ward an Madame la Roche's Thür geklingelt.

Fanny öffnete.

Baptist stand mit dem Stuhle auf dem Kopfe vor ihr.

„Guten Morgen, Mademoiselle Fanny," sagte er höflich.

„Guten Morgen," antwortete sie kurz, denn sie dachte, er müßte die ganze Nacht gearbeitet haben, der habgierige Mensch.

„Ich bringe Madame la Roche's Stuhl wieder."

„Setzen Sie ihn hierher," sagte Fanny, indem sie ihn in ein Hinterzimmer führte.

„Ich habe ihn so gut gefertigt als ich konnte," sagte Baptist, indem er ihr einen zweifelhaften Blick zuwarf. „Ich glaube, er wird ihr gefallen."

„Das glaube ich auch.“

Baptist seufzte und wendete sich ab, dann drehete er sich wieder herum.

„Fanny,“ sagte er, „ich habe gestern Abend mich etwas hart ausgesprochen. Es thut mir leid. Ich hoffe, Sie werden deßwegen keinen Groll gegen mich hegen.“

„Groll!“ wiederholte Fanny lachend, „Groll! Weßwegen denn?“

Baptist hing den Kopf und sagte langsam:

„Aus keinem besonderen Grunde, Fanny; da Sie aber keinen Groll gegen mich hegen, so sind wir wohl einig?“

Fanny gähnte ein wenig hinter ihrer kleinen runden Hand über die Langweiligkeit ihres früheren Bräutigams und fröstelte leicht, denn die Thüren standen alle offen und der Wind pfiff scharf herein, doch versuchte sie gut gelaunt zu bleiben und mit freundlichem, gönnerhaftem Kopfnicken zu sagen:

„Ja, Herr Baptist, wir sind einig.“

Baptist strich sich das Kinn und lächelte. Er wunderte sich vielleicht über die nutzlos verschwendeten zwei Jahre, über die Blindheit und Thorheit seines eigenen Herzens, aber er machte keine Bemerkung.

„Guten Morgen, Mademoiselle Fanny,“ sagte er höflich und ging langsam die Treppe wieder hinunter.

Fanny ging an diesem Tage wie gewöhnlich auf Arbeit und kam um acht Uhr wieder.

Sie fand Marien sehr geschäftig oder vielmehr auf übler Laune.

Die Tochter der Madame la Roche, Madame Dupuis, und ihr Söhnchen waren gekommen und hatten sich in der ruhigen Wohnung ihrer Mutter und Großmutter „förmlich niedergelassen", wie Marie sich ausdrückte.

„Sind sie denn gekommen, um längere Zeit zu bleiben?" fragte Fanny.

„Das versteht sich. Herr Dupuis verläßt Paris, um eine größere Reise zu machen, und schickt daher sein Weib und Kind uns über den Hals. Ich kann mich über einen solchen Mann nicht genug wundern. Höre nur, wie der Knabe kreischt! Der armen Madame la Roche möchte der Kopf aus einander bersten und dann geht es fortwährend: Marie, hole uns ein paar Zwiebacke; Marie, hole uns Milch; Marie, ruf' den Schornsteinfeger, daß er dieses unartige Kind hole! Ich wollte, Leute die Kinder haben, ließen Leute, die keine haben und auch keine haben mögen, ein- für allemal in Ruhe. Auch," setzte sie hinzu, indem sie einen grimmigen Blick auf Charlotten warf, die ruhig und freundlich in einer Ecke der Küche saß und strickte, „auch finde ich es sehr seltsam, daß Personen,

welche die Mütter gewartet haben, sich so wenig um deren Kinder bekümmern, sondern alle Arbeit Andern überlassen."

Charlotte steckte eine ihrer Stricknadeln ins Haar und machte ein nachdenkliches Gesicht.

„Ein liebes Kind war Mademoiselle Cäcilie," sagte sie, „und ihr Knabe ist ganz wie sie — ihr leibhaftes Ebenbild und ein allerliebstes Kind."

„Ich wollte, Ihr hättet das allerliebste Kind für Euch allein," sagte Marie hitzig, „denn ich habe das Bürschchen satt. In meinen Augen ist er weiter Nichts als ein widerwärtiger Schreihals."

„Gott behüte ihn," sagte Charlotte und fing wieder an zu stricken.

„Und Baptist," sagte Fanny, „ist er wieder da gewesen?"

„Baptist! Was sollte denn Baptist hierher führen?" antwortete Marie etwas spitz.

„Er hat noch nicht die Bezahlung für seinen Stuhl."

„Dafür laß nur Madame sorgen, Kind, und kümmere Dich nicht um Baptist oder seinen Stuhl. Wir haben auch ohne ihn genug Unruhe im Hause."

„Aber, Marie, sein Laden ist geschlossen und Madame Leroux sagt, er sei fortgegangen."

„Fortgegangen! ja, wahrscheinlich vor die Barrière in eine Weinkneipe.“

„Baptist geht nie in eine Kneipe,“ sagte Fanny und machte eine ärgerliche Miene.

„Na, springe mir nur nicht auf den Hals, liebes Kind! Der junge Mann wird schon wieder zum Vorschein kommen und sich sein Geld holen. Ich wollte, es wäre dies die ganze Sorge und Unruhe, die wir jetzt hätten.“

Marie konnte nur an ihre eigene Unruhe und erlittene Kränkung denken, und selbst als es Fanny gelang, sie zu überzeugen, daß Baptist wirklich fort sei, antwortete Marie weiter Nichts als:

„Nun, so laß ihn doch fort sein. Wer sehnt sich denn nach ihm?“

„Kein Mensch,“ entgegnete Fanny kurz, und damit endete die Sache.

Madame Dupuis war eine eben so ruhige kleine Dame wie ihre Mutter, aber dennoch gelang es ihr und ihrem Kinde, Madame la Roche's friedlichen Haushalt von unterst zu oberst zu kehren.

Ehe noch drei Tage um waren, droheten der Kutscher und die Köchin, den Dienst zu kündigen, und Marie theilte ihrer Herrin diese Nachricht mit einer mürrischen Genugthuung mit, welche die stillen Krän-

kungen verrieth, die sie mit schlecht verhehltem Grolle ertragen.

Madame la Roche saß in ihrem Lehnstuhle in ihrem freundlichen Schlafzimmer. Ihre Tochter saß auf dem Stuhle, den früher Fanny einzunehmen pflegte, und das Kind auf dem mit Spielsachen bestreueten Teppich.

„Ja, Madame, sie wollen abziehen," sagte Marie.

„Das ist aber seltsam," rief Madame la Roche mit mehr verwunderter als erschrockener Miene.

„Was mag ihnen wohl fehlen, Cäcilie?"

Ihre auf diese Weise angeredete Tochter machte eine hülflose Miene, als ob ihrer trägen Intelligenz eine zu starke Anstrengung zugemuthet würde, zwang sich aber doch, zu antworten:

„Ich weiß es wirklich nicht, Mama. Die Leute müssen sehr unbillig sein. Marie, willst Du der Köchin sagen, daß ich noch Etwas von diesem Brei für Charles brauche?"

Marie lächelte grimmig.

„Sage ihr auch," fuhr Madame Dupuis fort, „sie solle mir den Kalbfuß dämpfen, und dann sage dem Kutscher, daß wir heute Nachmittag eine Ausfahrt machen wollen."

„Die Pferde haben sich erkältet, Madame, und

die Köchin kann doch nicht das Mittagsmahl und auch noch andere Dinge besorgen."

Madame Dupuis schien sich zu wundern.

„Nun dann kannst Du es ja thun, Marie," schlug sie in sanftem Tone vor.

„Madame vergißt, daß ich Monsieur Charles' Wäsche zu plätten habe, und daß Charlotte Nichts thut."

„Nun, dann mag Fanny es besorgen," bemerkte Madame la Roche. „Fanny ist sehr geschickt und flink."

„Fanny liegt sehr krank im Bett," sagte Marie.

„Mein Himmel, was fehlt ihr denn?"

„Sie hat Kopfweh."

„Ach, ich habe auch heftiges Kopfweh," seufzte Madame Dupuis.

„Ich hoffe, daß sie heute Abend wieder wohl sein wird," sagte Madame la Roche besorgt.

„Das ist nicht wahrscheinlich," entgegnete Marie trocken. „Sie ist schon seit zwei Tagen unwohl und es wird immer schlimmer mit ihr."

„Seit zwei Tagen und Du hast mir kein Wort davon gesagt, Marie?"

„Sie haben mich nicht nach Fanny gefragt," entgegnete Marie mit schwer beleidigter Miene, „und natürlich kam es mir nicht zu, selbst davon anzufangen."

Madame la Roche machte eine Miene, als ob sie ein Verbrechen begangen hätte, welches sie innig bereuete.

„Mein Himmel, das thut mir sehr leid," sagte sie, „aber wo ist sie denn?"

„Fanny ist in ihrem Zimmer, Madame."

„Aber ich habe sie ja gar nicht gehört."

„Vielleicht hat Monsieur Charles zu viel Lärm gemacht," war die spitzige Antwort.

„Ich muß gehen und nach ihr sehen," sagte Madame la Roche mit einem Seufzer. „Cäcilie, kann man denn diesen Knaben nicht dazu bringen, daß er weniger Lärm mache?".

„Nein, liebe Mutter," entgegnete ihre Tochter in sanftem Tone und sah Charles an, welcher seine Spielsachen mit großer Energie hin und her warf. „Nein, ich versichere Dir, mein Mann und ich haben es oft versucht, aber wir konnten ihn niemals bewegen, sich ruhiger zu verhalten."

„Ich wollte ihn schon dazu bringen!" murmelte Marie.

Die friedliche Madame la Roche fügte sich jedoch ohne Widerspruch und verließ, indem sie die unmittelbare Nähe ihres Enkels klüglich mied, das Gemach und trat in Fanny's Zimmer.

Fanny war aufgestanden und angekleidet, sah

aber so krank und elend aus, daß Madame la Roche über diese Veränderung in ihrer Erscheinung förmlich erschrak.

Sie setzte sich neben sie, ergriff sie bei der förmlich brennenden Hand und fragte sie freundlich, was ihr fehle.

„Nichts, Madame," war die langsame, in gleichgültigem Tone gesprochene Antwort.

„Du scheinst ein wenig Fieber zu haben," sagte Madame la Roche.

„Der Kopf thut mir etwas weh, aber es ist weiter Nichts."

„Wie seltsam aber, daß Du so krank aussiehst, wenn Dir weiter Nichts fehlt," bemerkte Madame la Roche sehr einfach.

Fanny ward sehr roth, dann sehr blaß, und dann sagte sie:

„Ich versichere Ihnen, Madame, daß Sie sich irren, wenn Sie vielleicht glauben, daß ich an Baptist denke."

„Mein liebes Kind, warum sollte ich an das denken?"

Sie schien durch diese Bemerkung überrascht zu werden.

Fanny sagte Nichts, sondern wendete mit einiger

Gemüthsbewegung ihren Kopf von dem sanft erstaunten Blicke der älteren Dame hinweg.

Diese einfache kleine Geberde war jedoch für ihre Gemüthsruhe höchst verderblich, denn um einen mehr wohlwollenden als durchdringenden Blick zu meiden, schaute sie durch das Fenster auf die Straße und sah hier gerade gegenüber Baptist's geschlossenen Laden mit den daran geschriebenen Worten: „Zu vermiethen!"

Dies war mehr als Fanny ertragen konnte. Sie bedeckte das Gesicht mit den Händen und brach in Thränen aus.

„Mein Himmel!" rief Madame la Roche sehr erstaunt.

Fanny weinte und schluchzte, als ob ihr das Herz brechen wollte. Endlich hörte sie auf, blickte in die Höhe und sagte:

„Wahrscheinlich glauben Sie, Madame la Roche, ich weine, weil ich mich nach Baptist sehne, aber das ist es nicht. Dennoch weine ich um seinetwillen — dies leugne ich nicht. Den Gedanken, daß ich ihn durch meine eigene Thorheit verloren habe, könnte ich ertragen, aber nicht ertragen kann ich es, wenn ich bedenke, daß diese selbe Thorheit einen ehrlichen Mann in's Verderben getrieben hat. Das ist es, was mich quält und martert."

„Mein Himmel!“ sagte Madame la Roche wieder und wußte nicht, was sie augenblicklich Anderes sagen sollte. Allmählig jedoch sammelten und ordneten sich ihre Gedanken. Sie drückte Fanny freundlich und mitleidig die Hand und sagte in sanftem Tone:

„Mein liebes Kind, Du mußt Nichts übertreiben. Baptist ist allerdings fort und der arme Schelm thut mir leid; aber da Du ihm einmal nicht gut warst, so ließ es sich ja nicht ändern. Du mußt überdies nicht glauben, daß er deßwegen, weil er seinen Laden verlassen hat, zu Grunde gehen wird. Ich glaube, sein Geschäft ging überhaupt nicht sonderlich.“

„Aber, Madame la Roche, wissen Sie denn nicht, daß er sich hat anwerben lassen?“ sagte Fanny, „daß er Soldat ist, daß er nach Algier geschickt werden und dort seinen Tod finden kann?“

„Er wäre Soldat geworden? O, verlaß Dich darauf, daß Du Dich irrst!“

„Nein, ich irre mich nicht, Madame. Die Person, die mir es sagte, hatte ihn in seiner Uniform gesehen, und sein Regiment ist jetzt schon viele Meilen weit fort.“

Madame la Roche machte immer noch eine sanft zweifelnde Miene, und Fanny mußte sehr viel sprechen, ehe ihre Gönnerin überzeugt ward. Als sie endlich

glauben mußte, daß Baptist wirklich Soldat geworden und wirklich fort sei, sagte sie in sanftem Tone:

„Na, das ist freilich zu beklagen, aber was läßt sich weiter thun? Du warst ihm ja einmal nicht gut.“

„O ja — ich bin ihm gut!“ rief Fanny, durch diese Blindheit förmlich gereizt, „und ich will nicht, daß er erschossen werde. O, mein Himmel, was soll ich thun?“

„Ich muß die Art und Weise junger Mädchen ganz vergessen haben,“ rief Madame la Roche. „Wohlan, mein liebes Kind, weine nicht so. Sage mir blos: Wenn Baptist wiederkäme und noch einmal um Dich anhielte, würdest Du ihn heirathen?“

„Ihn heirathen?“ sagte Fanny, indem sie sich die Augen trocknete und aussah, als ob bei dieser Frage ihre ganze Halsstarrigkeit wieder erwachte, „er ist ja weit hinweg, Madame!“

„Liebes Kind, mir mußt Du mit Ja oder Nein antworten. Ohne dies kann ich Nichts thun.“

Es fand ein schwerer Kampf zwischen Stolz und Liebe statt, die Liebe aber behielt die Oberhand und Fanny gestand — obschon nicht ohne vieles Seufzen und Erröthen — endlich, daß wenn Baptist ihr verzeihen und wiederkommen wolle, so solle er keinen Grund haben, sich über sie zu beklagen.

„Na, liebes Kind, ängstige Dich nur nicht. Ich werde mein Bestes thun," sagte Madame la Roche, indem sie sich erhob und Fanny dem Troste überließ, der in diesen Worten lag.

Dann verließ sie das Zimmer und rief Marien zu einer geheimen Berathung.

Marie verstummte vor Erstaunen, als sie hörte, daß Fanny sich um Baptist härme; obschon aber ihre Blicke ihr Erstaunen verriethen, so erklärte sie doch, sie habe es schon längst gewußt.

„Ich wußte, weßhalb das Mädchen sich härmte und ängstete, Madame. Ich wußte es recht wohl."

„Mein Himmel, ich wußte es nicht, Marie."

„O nein, denn Sie waren viel zu sehr mit Monsieur Charles beschäftigt, um an die arme kleine Fanny denken zu können."

„In der That, Marie, Du überraschest mich. Wenn Du die Wahrheit wußtest, warum kamst Du dann nicht und sagtest sie mir? Wenn ich gewußt hätte, daß der junge Mann Soldat geworden ist —"

„Er hat es blos gethan, um dem armen Kinde das Herz zu brechen," unterbrach sie Marie zornig. „Verlassen Sie sich darauf, Madame — das war sein Beweggrund."

„Der junge Mann hat sich übereilt," sagte Ma=

dame la Roche mild, „aber sein eigenes Gefühl ist auch verletzt worden."

„Sein Gefühl!" unterbrach sie Marie. „Glauben Sie denn, Madame, daß die Männer Gefühl haben?"

Dies war eine so allgemeine Frage und schloß so viele delikate Erinnerungen und Themata in sich, daß Madame la Roche eine Weile schwieg, ehe sie mit einem Seufzer antwortete:

„Darüber wollen wir jetzt nicht sprechen, Marie. Die nächste Frage ist, wie wir diesen jungen Mann wieder zur Stelle schaffen, da Fanny sich nach ihm sehnt."

„Das meine ich auch," sagte Marie, für welche Baptist Nichts mehr und Nichts weniger war als ein Spielzeug von Fleisch und Blut, an welchem Fanny zufällig Gefallen gefunden, und es fiel ihr eben so wenig ein, die Wahl des jungen Mädchens zu tadeln, als eine zärtliche Mutter, deren Liebling einen Harlekin zur Puppe wählt, Etwas an dem Vergnügen auszusetzen findet, welches das abscheuliche Ding dem lieben Kinde gewährt.

„Aber es ist vielleicht nicht leicht, ihn wieder zur Stelle zu schaffen," sagte Madame la Roche.

Marie stöhnte und bekannte, daß die Männer dann und wann Ungeheuer seien.

„Aber wir wollen unser Möglichstes thun," fuhr

die gutmüthige Frau fort, „Du mußt mir jedoch beistehen, Marie.“

Nun folgte eine lange und eifrige Conversation, die hauptsächlich dem Wege galt, den man einzuschlagen hätte, um die Rückkehr des Flüchtlings zu sichern. Zu diesem Zwecke wurden so viele Pläne entworfen und wieder verworfen, daß, als man endlich damit in's Reine war, Madame la Roche vor Erschöpfung sich kaum noch aufrecht halten konnte.

Marie hatte edelmüthiger Weise Mitleid mit ihrer Gebieterin und bemerkte:

„Wegen der Köchin und des Kutschers machen Sie sich keine Sorge, Madame. Ich will sie bewegen, zu bleiben — mögen sie nun Lust haben oder nicht. Sie sollen sich nur unterstehen, wieder ein Wort über Monsieur Charles zu äußern! Es ist ein herrlicher, munterer kleiner Knabe! Und was Charlotten betrifft, die, wie ich recht wohl weiß, ihre eigene Pathe haßt, so soll sie, noch ehe der Tag zu Ende ist, meine Meinung darüber zu hören bekommen.“

Marie, welche die Seele und der Geist des Haushalts war, eilte hierauf in die Küche, setzte der Köchin und dem Kutscher mit kurzen Worten die Köpfe zurecht und schlug eine furchtbare Schlacht mit Charlotten — wenn man das eine Schlacht nennen kann, wo blos auf einer Seite gefochten ward, während der

Feind, wie Wellington bei Waterloo, vermöge stummer, regungsloser Hartnäckigkeit siegte, und — was noch ärgerlicher war — sich das Verdienst künftigen Sieges erwarb, ohne sich den Gefahren einer Niederlage auszusetzen.

„Ja, ja," sagte Charlotte ruhig, indem sie fortfuhr zu stricken und die Geständnisse, welche Marien in der Hitze des Gefechts entschlüpft waren, zu ihrem Vortheil benutzte, „ich weiß, was dem Kinde fehlt."

„Nun, und was fehlt denn dem Kinde?" fragte Marie.

Charlottens Antwort war eine Anspielung auf die Geschichte der Schwester ihres Vaters, deren Liebhaber nach fünfzehn Jahren wiedergekommen war.

„Und was hat dies mit Fanny zu thun?" fragte Marie entrüstet.

Ein stolzes Lächeln war Charlottens einzige Antwort.

Eilftes Kapitel.

Versprechungen sind süß. Sie führen auf den Schwingen der Hoffnung nach dem glücklichen Lande der Erfüllung, diesem Lieblingsaufenthalte der Jugend.

Madame la Roche's Abschiedsworte hatten Fanny wieder aufgerichtet. Alles war nun wieder gutgemacht oder sollte gutgemacht werden. Baptist kam wieder, verzieh und erhielt Verzeihung. Weiter verlangte sie Nichts, und die jenseits dieser schönen Hoffnungen liegende Zukunft befand sich außerhalb des Bereichs ihrer jetzigen Gedanken.

Obschon aber Madame la Roche versprochen hatte, so schienen ihre Worte doch keine Früchte zu tragen.

Baptist kam nicht wieder und eben so wenig schrieb er. Kein zärtlicher, glücklicher und verzeihender Anbeter kam zurück zu dem leichtsinnigen, un-

klugen Mädchen, welches sein eigenes Gemüth nicht kannte und mit seinem eigenen Herzen gespielt hatte. Vielleicht nahm die Sache kein so erwünschtes Ende.

Seltsam und tief mußte die Verzweiflung gewesen sein, welche den ruhigen, phlegmatischen Flamländer bewogen hatte, diesen leidenschaftlichen Schritt zu thun — eine Verzweiflung, die sich nicht so leicht beschwichtigen, ein Schritt, der sich nicht so schnell zurückthun ließ.

Baptist liebte innig, zu innig ohne Zweifel, um sich in Fanny's Verlust zu fügen und dennoch in ihrer Nähe zu bleiben, dieselbe Luft zu athmen und vielleicht sogar seine ungetreue Geliebte einen glücklichen Nebenbuhler begünstigen zu sehen.

Leichter war es, das Geschäft, die Aussichten auf die Zukunft und Alles, wofür er bis jetzt gelebt, aufzugeben als zu bleiben und dieses furchtbare Endergebniß abzuwarten.

Besser war es, Soldat zu werden, nach Algier zu gehen und sich von einem Araber niederschießen zu lassen, wo dann die ganze Sache ein Ende hatte, als hier zu bleiben und einen Schmerz zu dulden, der, obschon er vielleicht mit der Zeit vergeht, doch, so lange er dauert, unerträglich ist.

Und vielleicht eben weil Baptist so viel gelitten, kam er nicht wieder.

Fanny sagte Nichts, aber die Rosen schwanden von ihren Wangen und das Licht floh aus ihren Augen.

Sie klagte nicht, sie sagte sogar, sie fühle sich außerordentlich wohl, und dennoch sah sie dabei elend und krank aus.

Madame la Roche war unruhig, Marie war mürrisch und Charlotte, die wegen eines rheumatischen Anfalls das Bett hüten mußte, war mild verdrießlich — Liebe und Liebende waren in ihren Augen ja weiter Nichts als Unsinn. Es gab nur etwas Wirkliches im Leben, und dies war der Rheumatismus.

Fanny hörte sie mit an, widersprach ihr aber nicht, denn es war ihr dazu viel zu traurig und zu erschöpft zu Muthe.

Alles Andere ging in dem kleinen Haushalte seinen gewöhnlichen Gang, das heißt, es ward noch fortwährend Alles durch Madame Dupuis und ihren Knaben über den Haufen geworfen.

Selbst die sanftmüthige Mutter der Erstern schien dieses langen, lästigen Besuches herzlich überdrüssig zu sein und man hörte sie ein- oder zweimal bemerken:

„Wie lange doch Herr Dupuis ausbleibt!"

Nach Verlauf einer Woche verwandelte die

Wolke, welche über dem Hause geschwebt, sich in stehende Finsterniß. Eines Abends nahm Marie mit funkelnden Augen Fanny beiseite, um in heftigem Tone zu ihr zu sagen:

„Fanny, denke nicht mehr an diesen elenden Menschen. Höre auf meine Worte — denke nicht weiter an ihn.“

„Gut,“ sagte Fanny mit ziemlicher Ruhe.

Denselben Abend sprach Madame la Roche ebenfalls mit Fanny. Ihre Worte waren sanfter und milder, aber der Sinn derselbe.

„Mein liebes Kind,“ sagte sie, „ich habe mein Möglichstes gethan, aber ohne Erfolg. Bemühe Dich, Baptist zu vergessen.“

„Ja, Madame,“ sagte Fanny mit stumpfer Ruhe.

Auch Charlotte fand es angemessen, ihrer Pathe diese Meinung mitzutheilen und ihr eine umsichtig gemischte Dosis Trost und Rath beizufügen.

„Kind,“ sagte sie zu Fanny, die bei ihr saß, „Du wirst noch durch die Erfahrung einsehen lernen, daß alle Liebe Thorheit ist. Bin ich vielleicht nicht verheirathet gewesen, und weiß ich vielleicht nicht Alles, was es darüber zu wissen giebt? Vergiß diesen groben, dicken Flamländer, liebes Kind, vergiß ihn und verlaß Dich darauf, Du wirst des Nachts gut schlafen, bei Tage gut essen und die Sache überwin-

den. Früher oder später wirst Du einen andern Mann heirathen — ja, liebes Kind, und ein Dutzend Kinder bekommen, glaube ich — ich hatte einmal eine Freundin — sie hieß Jeanne — die dreimal ganz verzweifelt geliebt hatte und zuletzt einen Mann heirathete, an dem ihr nicht das Mindeste lag, der sie aber dennoch so glücklich machte als der Tag lang war."

Was konnte Fanny dagegen antworten, besonders als Charlotte mit der Erklärung schloß, das Leben habe nur ein einziges wirkliches Uebel, und dieses sei der Schnupfen.

Fanny widersprach ihr nicht, sie antwortete nicht, wohl aber dachte sie an Baptist vom Morgen bis zum Abend und vom Abend bis zum Morgen.

Fanny war schwermüthig; Marie ward durch die Ansprüche, die Madame Dupuis und ihr Söhnchen an ihre Thätigkeit machten, in einem Zustande permanenter Entrüstung erhalten; Charlotte war mürrisch und ließ Nichts mit sich reden, und all' diese Niedergeschlagenheit, Entrüstung und Uebellaune wirkte auch auf die sonst so gleichmüthige Madame la Roche.

Sie konnte sich einigen heimlichen Murrens nicht enthalten. Die Liebe, die lästige Liebe, meinte sie, sei an Allem Schuld. Bevor die Liebe in's Haus gekommen, wären sie glücklich gewesen. Fanny sei

heiter gewesen und sogar Charlottens und Mariens Zänkereien hätten etwas Angenehmes gehabt, jetzt aber sei Alles verkehrt, Alles umgestürzt.

Solchen Gedanken konnte Madame la Roche nicht nachhängen, ohne unruhig und verstört auszusehen, und Madame Dupuis, die endlich diese Thatsache bemerkte, sagte eines Abends, als sie bei ihrer Mutter saß:

„Mama, fehlt Dir Etwas?"

„Nein, liebes Kind. Fanny, hole mir doch einmal den zweiten Band von Racine aus dem Bücherschranke."

Fanny, welche, durch einen kleinen Zwischenraum von den beiden Damen getrennt, an einem Stickrahmen saß, stand auf und gehorchte.

Der Bücherschrank war ein altmodisches Möbel mit vielen altmodischen Büchern angefüllt. Er stand im Speisezimmer, welches er halb ausfüllte, und ward selten geöffnet.

Fanny setzte das Licht, welches sie mitgebracht, auf einen Tisch und sich selbst, anstatt den zweiten Band von Racine zu suchen, in den nächsten der altmodischen Lehnstühle, um sich einige Augenblicke lang dem Wonnegenuß einsamen Kummers hinzugeben.

Baptist war nun seit drei Wochen fort. Es war eine Woche her, seitdem Marie und Madame

la Roche sie aufgefordert hatten, auf die Hoffnung zu verzichten.

O, was für eine lange, schauerliche Woche hatte sie verlebt! Den ganzen Tag hatte sie genäht und war Abends nach Hause gekommen, um in dem langweiligen Zimmer zu sitzen, wo die beiden Damen sich mit gedämpfter Stimme mit einander am Kamin unterhielten und wo der Knabe mit den Füßen stampfte und schrie, während ihre Nadel unaufhörlich in den Canevas hinein- und herausfuhr, auf welchen sie abermals ein Muster für ein neues Halbdutzend Stühle für Madame la Roche stickte.

„Und ist es möglich," dachte Fanny stöhnend, „daß ich immer so hinlebe? Was für ein ganz anderes Leben hätte ich mit ihm haben können! Der Laden und das Hinterzimmer gefielen mir nicht, aber jedenfalls waren sie besser als das eintönige, langweilige Leben, welches ich hier führe, wo ich mich wegen dessen, was nicht sein kann, und wegen dessen, was ist, zu Tode härme."

Und unter den Worten „was ist" verstand Fanny nicht blos ihre eigenen Leiden. Sie hatte sie zur Verzweiflung treibende Visionen von einem mit Staub bedeckten müden Soldaten, von einem Verwundeten, von Sterbebetten in Lagerzelten, von Krieg und allen seinen Gräueln.

Ihr Herz schwoll, ihre Thränen flossen, und den Kopf auf den Tisch, an welchem sie saß, stützend, weinte sie lange und bitterlich.

„Fanny!“ sagte eine Stimme hinter ihr.

Fanny blickte mit einem Schrei empor.

Baptist, bleich sogar und abgezehrt, aber doch Baptist in Fleisch und Blut stand hinter ihr.

Was nützen Entschlüsse und Vorsätze im Leben?

Fanny hatte geglaubt, wenn sie Baptist wiedersähe, so würde sie ihm mit Kummer und Reue entgegengehen.

Baptist hatte sich fest vorgenommen, ehe er seiner Geliebten, die sich an ihm so schwer vergangen, vergäbe, wolle er sie zwingen, in eine förmliche Reihe von Bedingungen zu willigen, und als sie jetzt einander wirklich wiedersahen, konnte Fanny nur lachen und vor Freuden weinen und wie ein glückliches Kind ihre Arme um seinen Hals schlingen, und Baptist konnte sie blos in seine Arme schließen und sie festhalten wie einen verlorenen, lange gesuchten und endlich wiedergefundenen Schatz.

Uebrigens war es auch Fanny, die alle Bedingungen stellte.

„Du darfst nicht wieder fortgehen,“ rief sie.

„Niemals,“ sagte Baptist, der zu glücklich war als daß er etwas Anderes hätte thun können als ihre

Worte wiederholen und sie ansehen, und der überdies vergaß, daß diese Unterwürfigkeit keineswegs das war, was er beabsichtigt hatte.

„Und Du darfst auch nicht wieder so thörigt sein, zu glauben, daß ich Dir nicht gut sei.“

„Ja, ja,“ sagte Baptist schüchtern wie ein Lamm, und würde fortgefahren haben, Alles zu versprechen, was man von ihm verlangt hätte, wenn Fanny nicht plötzlich gefragt hätte:

„Und wie und weßhalb bist Du denn wiedergekommen?“

Baptist's Gesicht und Benehmen erlitt eine vollständige Veränderung.

„Madame la Roche schrieb an mich,“ antwortete er. „Sie wollte mich loskaufen; obschon aber die Leute sagen, ich liebte das Geld, so liebe ich doch nicht das Geld anderer Leute. Deßhalb dankte ich ihr und lehnte ihr Anerbieten ab. Dennoch konnte ich nicht umhin, an Dich zu denken, und deßhalb entschloß ich mich endlich, kaufte mich selbst los und kehrte zurück.“

Fanny erröthete und biß sich auf die Lippe.

„Madame la Roche hat Dir wahrscheinlich geschrieben, ich härmte mich zu Tode um Dich — ich möchte wissen, ob Du ihr geglaubt hast?“

Baptist ließ Fanny los, er war bleich, aber kalt-

blütig, seine Stirn war ruhig, aber entschlossen, und sein Blick gemessen und fast kalt.

„Fanny," sagte er, „wir wollen wenig sprechen, aber wir wollen der Sache sofort auf den Grund gehen. Wann willst Du mich heirathen?"

Fanny's aufdämmernde Empörungslust entschwand wie auf einen Zauberschlag.

„Sobald Du willst," sagte sie, indem sie zu lächeln versuchte. „Du bist weit genug hergekommen, um Deinen eigenen Willen zu haben."

Wenn Baptist wirklich seinem eigenen Willen gefolgt wäre, so würde er gesagt haben: „In einer Woche." Die Großmuth trug jedoch über die Leidenschaft den Sieg davon und er sagte blos:

„Nun denn, Fanny, wollen wir sagen, heute über vier Wochen."

„Gut," sagte Fanny, „wenn meine Pathe, Marie und Madame la Roche damit einverstanden sind, so soll es heute über vier Wochen geschehen."

„Ich habe also Dein Wort?" sagte Baptist eindringlich.

„Mein Ehrenwort," sagte Fanny, indem sie ihre linke Hand auf's Herz legte und mit feierlicher Geberde ihm die rechte reichte.

„Also vergiß nicht, Fanny, heute über einen Monat," wiederholte Baptist, im Stillen unruhig

über diese Verzögerung, obschon er sie selbst bestimmt.

Fanny lachte heiter.

„Aengste Dich nicht," sagte sie. „Du wirst, ehe das Jahr um ist, noch oft wünschen, daß die Sache ungeschehen gemacht werden könnte."

„Das Jahr ist in sechs Wochen um, Fanny."

„O, wenn Du anfängst, alle Albernheiten aufzustechen, die ich sage," begann Fanny hitzig, „dann werden wir niemals fertig werden," wollte sie hinzusetzen, hatte aber nicht Zeit dazu.

Madame la Roche, die sich über Fanny's Nichterscheinen mit dem zweiten Bande von Racine wunderte, und glaubte, sie müsse ohnmächtig in einem der Lehnstühle liegen, war freundlicher Weise selbst herbeigekommen, um zu sehen, wie es eigentlich mit ihr stünde.

Der Schall von Stimmen, die sie hörte, ehe sie die Thür öffnete, gab der Strömung ihrer Gedanken eine andere Richtung und sie dachte an Einschleichen von Dieben.

Uebrigens war Baptist auch so verändert und seine Ankunft eine so unerwartete, daß Madame la Roche, wenn sie nicht das Lächeln auf Fanny's Lippen gesehen hätte, leicht bei ihrem letztern Glauben hätte bleiben können.

„Ich bin es, Baptist Watt, Madame," sagte der junge Mann, als er bemerkte, daß er nicht erkannt ward. „Ich bin wieder gekommen und Fanny hat mir versprochen, mich heute über vier Wochen zu heirathen."

„Heute ist Freitag," sagte Madame la Roche ängstlich; „nicht heute über vier Wochen, Baptist, — morgen über vier Wochen!"

„Wie es Ihnen beliebt, Madame," entgegnete Baptist erröthend und ärgerlich.

„Aber wie seltsam, daß Sie wiedergekommen sind!" rief Madame la Roche mit rückblickender Verwunderung. „Sie schrieben ja, daß Sie nicht wiederkommen würden!"

„Ich bitte um Verzeihung, Madame — ich schrieb blos, daß ich nicht von Ihnen losgekauft zu sein wünschte, wohl aber habe ich mich selbst losgekauft und bin nun hier."

„Sie wollen nicht gern Jemandem Etwas zu verdanken haben," sagte Madame la Roche etwas verletzt. „Doch schon gut, Fanny soll die fünfzehnhundert Francs, die ich ihr versprach, an Ihrem Hochzeitstage bekommen."

„Fünfzehnhundert Francs sind ein hübsches Sümmchen," sagte Baptist mit vergnügter Miene, „und ich leugne nicht, daß ich sie mit Fanny lieber

haben will als nicht, obschon ich diese deßwegen nicht lieber gewinnen werde."

Er sah, während er dies sprach, das junge Mädchen mit so zärtlichem Blicke an, daß Madame la Roche sich überzeugt fühlte, Fanny werde eine glückliche Frau werden. Sie fühlte sich gerührt und sehr geneigt, einige Thränen zu vergießen, als ihr plötzlich einfiel, daß es angemessen sein werde, ihn zu Charlotten zu führen.

„Sie müssen mit Charlotten sprechen," sagte sie in ernstem Tone. „Charlotte ist Fanny's Pathe und ohne sie können wir Nichts abmachen."

Fanny lächelte ihren Bräutigam schalkhaft auf eine Weise an, welche deutlich sagte: „Das glaubst Du ganz gewiß nicht."

Dennoch aber legte sie ihren Arm in den seinen und führte ihn sofort zu ihrer Pathe.

Marie saß bei Charlotten, welche durch ihr Schnupfenfieber immer noch an's Bett gefesselt ward, denn die beiden Feindinnen fühlten sich getrennt nicht glücklich und Marie hielt es für ihre Pflicht, Charlotten durch angemessene Worte aufzuregen und zu ermuntern. Das Beschwichtigen kranker Leute hielt sie für einen unverzeihlichen Mißgriff. „Kranke Leute sind schon niedergedrückt," dachte und sagte Marie; „Aufrüttelung ist es, was sie bedürfen. Deßhalb rüttle man sie auf!"

Diesem scharfsinnigen, menschenfreundlichen Principe gemäß widmete sie ihre freie Zeit Charlotten, bei der sie täglich mehrere Stunden saß und angestrengt bemüht war, sie aufzurütteln.

Es traf sich sogar, daß Charlotte Marien eben so oft aufrüttelte als Marie sie, aber diese Umkehrung ihrer natürlichen Stellungen übersah Marie freundlichst und beharrte auf ihren Bemühungen.

Die beiden Freundinnen waren beschäftigt wie gewöhnlich, als Madame la Roche die Thür von Charlottens Zimmer öffnete und Baptist und Fanny einließ.

Charlotte verrieth kein großes Anzeichen von Verwunderung. Sie war nicht gewohnt, ihre Gemüthsbewegungen zu verrathen; Marie aber, die aufrichtiger war, sah Baptist mit einem Gemisch von Ueberraschung und Zorn und mit großen Augen an.

„Nun, mein Herr?“ begann sie.

„Marie, Du darfst nicht schelten,“ unterbrach sie ihre Herrin. „Der junge Mann ist ein sehr guter junger Mann, obschon ein wenig flatterhaft.“

Fanny sah ihren Bräutigam verstohlen an und dieser schien selbst durch diese Definition seiner Person ein wenig überrascht zu werden.

„Und für den gegenwärtigen Zustand der Gesellschaft fast zu uneigennützig.“

„Hm!" murmelte Marie, welche Baptist stets für geizig und habsüchtig gehalten.

„Ich weiß, was ich spreche," hob Madame la Roche in etwas verweisendem Tone wieder an; „aber wie ich sagte, er ist ein guter junger Mann und Fanny ist ihm gut und sie sollen morgen über vier Wochen vermählt werden und kommen jetzt, um die Einwilligung ihrer Freundin und Pathe Charlotte zu erbitten."

Charlotte, die in einem Lehnstuhle saß, von welchem sie sich allerdings nicht rühren konnte, nickte und lächelte freundlich.

„Ich wußte," sagte sie, „daß meine Bemühungen für das Glück dieser jungen Leute nicht lange vergeblich bleiben könnten, aber ich erwartete Baptist eher."

„Eher!" bemerkte Marie hämisch; „eher! Nun, warum ließ denn dieser Herr um seinetwillen unser armes Kind sich krank und blaß härmen, wenn er wiederkommen wollte? Nein, nein, er blieb weg und Fanny mußte warten, bis es ihm gelegen war."

„Da," sagte Fanny, „da hörst Du, wie schlecht Du Dich benommen hast. Ich hoffe, Du wirst Dich reuig zeigen."

„Er sich reuig zeigen!" kreischte Marie.

„Du sollst nicht schelten, Marie," sagte Madame

la Roche. „Ich bin eine unfehlbare Kennerin menschlicher Charaktere und weiß, daß Baptist ein ganz vortrefflicher Ehemann sein wird."

Marie warf ihrer Herrin einen Blick unendlichen Mitleids zu, denn sie war gewohnt, Madame la Roche in einem Zustande geistiger Unterwerfung zu erhalten, und konnte einen so fruchtlosen Versuch, sich freizumachen, nicht ohne Mitleid ansehen.

Dennoch aber verschmähete sie es, sich über diesen Punkt in einen Streit einzulassen, und erfreut über Fanny's fröhliches Gesicht, sagte sie in etwas stolzem Tone:

„Da der junge Mann seine Fehler gebührend erkannt hat, so will ich ihm meine Verzeihung nicht vorenthalten."

Baptist erröthete und wollte diese Verzeihung ablehnen, aber Fanny's Finger legten sich auf seine Lippen und stopften ihm buchstäblich den Mund.

„Ich gebe zu seiner Verheirathung mit Fanny meine Einwilligung," hob Marie majestätisch wieder an, „und erlaube ihm, mich zu umarmen."

Baptist empfing diese Erlaubniß mit einem argwöhnischen Blicke, als ob er sie als einen Theil der Verzeihung betrachtete, und Fanny mußte ihn zürnend ansehen und den Kopf schütteln und ihm sogar einen leichten Stoß in den Rücken versetzen, ehe der

hartnäckige Riese sich der stolzen Marie um einen Schritt näherte.

Sie sah sein Zögern mit wohlwollendem Lächeln, so wie Monarchen die Furcht und Verlegenheit sehen, welche ihre Nähe hervorruft. Immer noch lächelnd, hielt sie erst eine und dann die andere Wange hin, und als der Kuß gegeben war, sagte sie in schmeichelndem Tone:

„Aber, Baptist, meinen Sie, was die Hochzeit betrifft, nicht auch, daß es heute über drei Monate auch noch Zeit dazu wäre?“

„Ihr wollt wohl sagen sechs Monate,“ sagte Charlotte ruhig. „Ich hoffe, daß meine Pathe nicht so unanständig handeln wird, sich über Hals über Kopf zu verheirathen.“

Baptist antwortete nicht, sah aber so mürrisch und finster, daß Fanny halb erschrocken ihren Arm wieder in den seinen legte und ihm einen bittenden Blick zuwarf, der sein Gesicht sofort aufklärte und ihm ein halbes Lächeln entlockte.

„Ich danke Ihnen, Marie — ich danke Ihnen, Charlotte,“ sagte er phlegmatisch, „aber Fanny und ich wir glauben, daß wir lange genug warten, wenn wir noch einen Monat verstreichen lassen.“

„Versteht sich,“ sagte Madame la Roche. „Nein, Marie — nein, Charlotte — Ihr dürft Euch diesen

armen Kindern nicht widersetzen. Es sieht Jeder, daß ihre Herzen nicht eher ruhig werden, als bis sie mit einander vermählt sind."

Diese Bemerkung, welche, obschon in aller Unschuld ausgesprochen, dennoch beinahe an's Unanständige streifte, mußte gerügt werden.

Marie fand es angemessen, diese Aufgabe zu übernehmen und ihre arglose Herrin zurechtzuweisen. Indem sie daher die unklugen Worte, welche Madame la Roche gesprochen, ignorirte, sagte sie in stolzem Tone:

„Mittlerweile, Herr Watt, werde ich vorschlagen, daß Sie Fanny so wenig als möglich sehen. Der Anstand verlangt dies, wissen Sie, Baptist — der Anstand."

„Ja wohl, der Anstand verlangt es," bemerkte Madame la Roche, welche fühlte, daß sie zu weit gegangen war. „Fanny ist nicht erzogen worden wie ein gewöhnliches Mädchen, Herr Watt. Sie ist eire Waise und hat seit ihrem dritten Lebensjahre unter meiner speziellen Obhut gestanden, und Sie sehen ein, Baptist, daß Sie, eben weil Sie sich mit ihr verheirathen wollen, sie so wenig als möglich sehen dürfen."

Baptist verrieth durch seine Blicke einen unge-

meinen Grad von Verlegenheit und Fanny Muthwillen und erheuchelte Schüchternheit.

„Und ich schlage sogar vor," hob Charlotte an, „daß Baptist an einen andern Ort geht und sich ein wenig entfernt hält."

„Dies," sagte Baptist kaltblütig, „ist unmöglich. Ich muß für Fanny eine Häuslichkeit einrichten; da Sie aber nicht wünschen, daß ich sie sehe, so werde ich dies auch ohne Ihre Erlaubniß nicht thun."

Er verneigte sich gegen Madame la Roche und gegen Charlotten und Marien, ergriff Fanny's Hand und sagte einfach:

„Leb' wohl, Fanny — bald werden wir uns wiedersehen."

Dann ließ er ihre Hand los, wendete sich ab und verließ sie Alle in einem Zustande von ziemlicher Ueberraschung über die ruhige Würde seines Wesens.

Fanny blieb eine Weile unentschlossen stehen, dann schoß sie ihm nach und erreichte die Thür, als er dieselbe öffnete.

„Du thörigter Mann," sagte sie ärgerlich, „warum hörst Du auf diese Leute? Weißt Du nicht, daß es werden wird, wie ich will, und nicht, wie sie wollen? und glaubst Du, ich werde mich darein fügen, Dich einen ganzen Monat nicht zu sehen?"

Baptist schüttelte aber den Kopf und widerstand tapfer der Versuchung.

„Ein Wort, Ein Mann,“ sagte er muthig. „Ich werde Dich sehen, wenn es mir erlaubt wird, Fanny.“

Und ohne sich zu getrauen, ihr noch einen Blick zuzuwerfen, ging er langsam und schwerfällig die Treppe hinab.

„Er ist wirklich sehr dumm!“ dachte Fanny. „Wenn es mir erlaubt wird, heißt das nicht: wenn ich es erlaube, Herr Baptist?“

„Ein ganz außergewöhnlicher junger Mann,“ sagte Madame la Roche zu Marien, „und ein Mann von starker Willenskraft.“

„O, glauben Sie mir, Fanny wird ihn um ihren kleinen Finger zu wickeln verstehen,“ sagte Marie zuversichtlich.

Fanny, welche mittlerweile in's Zimmer zurückgekehrt war, stand hinter ihnen. Sie hörte Mariens Worte und lächelte über die so geschilderte Zukunft. Madame la Roche schien sie nicht zu sehen und eben so wenig zu ihrer Arbeit in das Zimmer dieser Dame zurückkehren zu wollen.

Sie stand da wie in einem Traume befangen, und Madame la Roche lächelte mit ihrer gewohnten Gutmüthigkeit freundlich und sagte:

„Ich werde Dich heute Abend nicht mehr brauchen, Kind.“

Mit diesen Worten kehrte sie in das trauliche Zimmer zurück, wo sie ihre Tochter gelassen.

„Das Buch war wohl nicht zu finden?“ fragte Madame Dupuis.

„Ach, Cäcilie, die Welt ist doch eine seltsame Welt und ich kann mir nicht denken, wovon die Menschen besessen sind, um sie noch seltsamer zu machen. Sie wollen aber einmal lieben und elend sein und heirathen — es ist höchst sonderbar.“

„Ja, höchst sonderbar,“ sagte Madame Dupuis, „besonders wenn die Leute arm sind.“

„Fanny ist nicht gerade arm,“ hob Madame la Roche wieder an.

„Mein Himmel,“ unterbrach sie Madame Dupuis, ihre trägen Augen öffnend, „liebt denn die kleine Fanny? — will sie denn heirathen?“

„Ja, mein Kind, sie liebt und sie steht auch im Begriff, mich zu verlassen.“

Und in der Fülle ihres Herzens erzählte Madame la Roche ihrer Tochter Fanny's ganze Geschichte.

Madame Dupuis hörte dieselbe mit geringem Interesse an. Sie war nicht gefühllos, aber sie war sehr kalt — ihr Herz war schwer und stumpf

und sie wußte die Leiden oder Angelegenheiten Anderer niemals ordentlich zu fassen. Sie fand es sonderbar, daß Fanny liebte und heirathen wollte.

„Aber, liebes Kind, Du hast ja auch geheirathet,“ wendete ihre Mutter ein.

Madame Dupuis machte eine Miene, als ob sie glaube, dies sei etwas ganz Anderes.

„Und ich habe auch geheirathet,“ fuhr ihre Mutter fort. „Deßhalb glaube ich, es ist das ein gemeinsames Loos der Menschheit.“

Dennoch aber fand Madame Dupuis es sonderbar, daß Fanny ein angenehmes und bequemes Haus wie das ihrer Mutter verließe, um es mit einer Wohnung, wie ein Handwerksmann bieten konnte, zu vertauschen.

„Vielleicht giebt es keinen bessern Heerd als den eigenen,“ seufzte Madame la Roche. „Aber ich werde meine kleine Fanny vermissen und zwar sehr schmerzlich.“

Madame Dupuis sagte Nichts, sah aber ihre Mutter, welcher die Thränen in die Augen traten, verwundert an und schien dies für das Seltsamste von Allem zu halten.

Zwölftes Kapitel.

Theils aus verletzter Eitelkeit, theils aus Stolz, that Fanny keine Schritte, das heißt, sie gab keinen Wunsch zu erkennen, Baptist zu sehen, bis die vier Wochen beinahe um waren. Er hielt streng sein Wort und wählte die Mitte des Tages, wo sie nicht zu Hause war, um Charlotten und Marien zu besuchen und mit ihnen die auf das bevorstehende Ereigniß bezüglichen Angelegenheiten zu besprechen.

Somit öffnete er wieder seinen Laden, stellte wieder seine kleinen Vorräthe zur Schau, nahm sein Geschäft wieder auf und richtete seine kleine enge Wohnung für die Anwesenheit seiner schönen, heitern Braut ein.

Fanny, welche er durch Vermittelung ihrer Pathe gebührend zu Rathe gezogen, antwortete auf demselben Wege, er solle nur Alles machen, wie er es

für gut fände, und sie, Fanny, würde mit Allem zufrieden sein, was er thäte.

„Ich werde mein Möglichstes thun," entgegnete Baptist, „mehr kann der Mensch nicht thun."

Auf diese Weise erreichten sie, ohne einander wieder gesehen zu haben, den Donnerstag, welcher dem Sonnabende voranging, an welchem sie vermählt werden sollten.

Zu Mariens großer Ueberraschung sagte Fanny am Morgen zu ihr:

„Marie, meine Pathe ist zu krank, um mich zu begleiten, deßhalb müßt Ihr mit mir gehen und den heutigen Abend bei Baptist zubringen. Wollt Ihr ihm das sagen?"

„Mein liebes Kind," sagte Marie feierlich, „Du meinst wohl, daß wir Baptist ersuchen müssen, hierherzukommen? Es wäre besser, wenn Du ihn nicht eher wiedersähest als Sonnabend früh; da Du es aber einmal wünschest, so mag es sein."

„Nein, Marie, nicht hier. Ich wünsche ihn und seine Wohnung zu sehen, deßhalb seit so gut, es ihm zu sagen."

Marie zögerte, sprach viel von Schicklichkeit und den Leuten und hielt einen ganz vortrefflichen Vortrag über den Anstand, aber Fanny war hartnäckig.

„Wenn ich mit Euch gehe, so ist durchaus Nichts

Unschickliches dabei," sagte sie, „und da wir blos über die Straße hinüberzugehen brauchen, so müßte es sonderbar zugehen, wenn wir das nicht thun könnten, ohne daß die Leute Etwas davon erfahren. Ueberdies werden wir blos ungefähr eine Stunde bleiben und ich sage Euch, ich muß Baptist sehen, ich muß mit ihm sprechen und mir das Haus ansehen, in welchem ich wohnen soll."

Marie leistete keinen fernern Widerstand; sie wußte von früher her, daß, wenn Fanny sich einmal Etwas vorgenommen hatte, so mußte es auch geschehen, und daß es für sie die beste Politik war, sich in den Willen des kleinen Despoten zu fügen.

Baptist ward demgemäß von der ihm bevorstehenden Ehre benachrichtigt. Er verrieth keinen außerordentlichen Enthusiasmus darüber, wohl aber strahlte in seinem ehrlichen blauen Auge so viel aufrichtige, herzliche Freude, daß Marie dadurch bewogen ward, in freundlichem Tone zu ihm zu sagen:

„Machen Sie keine außerordentlichen Anstalten zu unserm Empfange, Baptist. Wir wollen Ihnen nur einen ganz flüchtigen Besuch abstatten."

„Ich werde thun, was recht ist," sagte Baptist in seiner halsstarrigen Weise.

Der Tag war naß und schauerlich; die Nacht brach zeitig ein und senkte sich finster und sternenlos

auf den Marais herab. Ein Viertel auf neun Uhr öffnete sich Madame la Roche's Hausthür, um Marie und Fanny hinauszulassen.

In Mäntel und Shawls gepackt, kostete es Marien einige Mühe, sich zu bewegen; Fanny dagegen hüpfte in bloßem Kopfe und mit einem leichten seidenen Tuche über den Schultern sofort über die Straße und blieb dann auf der Schwelle des Ladens stehen, um auf ihre langsam nachkommende Begleiterin zu warten.

„Guten Abend, Fanny," sagte Baptist in leisem, bewegtem Tone, „das ist sehr freundlich von Dir."

„Und von Ihnen, Herr Baptist, wäre es freundlich gewesen, wenn Sie herüber gekommen wären und mir über diesen abscheulichen Schmutz hinweggeholfen hätten," sagte Marie ärgerlich, indem sie in den Laden trat und die Thür schloß.

„Sie sagten mir ja aber, ich sollte mich nicht blicken lassen," entgegnete Baptist erstaunt.

„Aber wer hätte Sie denn in dieser stockfinstern Nacht sehen sollen? Manche Leute sind doch sehr langweilig — sie halten Einen stets beim Worte."

„Ich fürchte, so werden Sie mich immer finden," sagte Baptist langsam; „wenn Jemand Etwas sagt, so glaube ich, er meint es auch so."

Er sprach zu Marien, sah aber Fanny an,

welche lächelnd dastand, verstohlene Blicke in dem Laden umherwarf und sich über das Aussehen desselben zu freuen schien.

Baptist's ehrliches Gesicht strahlte von Freude und Stolz, und indem er die Thür des Hinterzimmers aufwarf, sagte er mit einer gewissen Würde:

„Haben Sie die Güte, einzutreten, meine Damen."

„Das ist aber wirklich nett," sagte Marie.

Fanny sagte Nichts, und Baptist, der wenigstens einiges Lob erwartete, schien sich getäuscht zu fühlen.

Er schloß die Thür, setzte Stühle um das Feuer herum und nahm mit leicht bewölkter Stirn Platz.

Und dennoch hatte für Jeden, der dieses Zimmer früher gesehen und es jetzt sah, Baptist förmliche Wunder gethan.

Eine muntere, mit Rosen und Nelken besäete Tapete schmückte die früher so düstern Wände. Eine Marmorplatte hatte das Holz des Kaminsimses ersetzt. Ein schöner Spiegel darüber mit einer kleinen vergoldeten Stutzuhr und ein Paar Porcellainvasen zu Blumen — obschon dies in Paris, wo Jeder eine Uhr und einen Spiegel besitzt, kein ungewöhnlicher Luxus ist — gaben dem Zimmer ein heiteres Ansehen.

Das Zimmer selbst war natürlich nicht größer geworden als es sonst war — aber die neuen, mit hellrothem Damaste überzogenen Stühle waren leichter

und zierlicher als die alten. Dünne Mousselinvorhänge verhüllten das Bett in seiner Wandvertiefung, wo es sich hoch emporthürmte wie ein Thron.

Auf dem kleinen runden Tische, der auf die Seite geschoben war, damit die drei Personen Platz am lodernden Holzfeuer fänden, stand ein mit einem weißen Tuche bedecktes Kaffeebret, auf welchem die Phantasie sich eine Welt von Delicatessen malen konnte.

Baptist sah, wie Fanny einen verstohlenen Blick darauf warf, und lächelte, denn er wußte, daß seine Braut gern etwas Gutes schmaus'te.

„Nun, Fanny," sagte er, nicht im Stande, länger an sich zu halten, „was meinst Du zu diesem kleinen Zimmer? — Ist es gut genug, um darin zu wohnen und zu arbeiten, wie?"

„Wo ist denn das Fenster?" fragte Fanny, welche wußte, daß dieses Zimmer blos vom Laden aus erleuchtet ward und Mittags fast eben so finster war als Abends.

Baptist aber lächelte, stand auf, zeigte auf eine schmale, mit einem Vorhange versehene Oeffnung in der Wand, welche bis jetzt Fanny's Augen durch das Bett verdeckt worden, und sagte in triumphirendem Tone:

„Da!"

„Ja," hob er, sich an Fanny's Ueberraschung weidend, wieder an, „ich überredete den Hauswirth, es mir machen zu lassen. Die Aussicht ist allerdings nicht sonderlich, aber wenn die Sonne auf die Wand gegenüber scheint, so ist es doch nicht ganz übel."

„Und die Küche?" sagte Fanny ernsthaft; „ich hoffe, daß Du auch die Küche nicht vergessen hast, Baptist. Dieses Zimmer ist zu nett und hübsch, um darin zu kochen."

Baptist lachte, ging an die Wand, öffnete einen Schrank und zeigte Fanny, welche nicht wußte, ob sie bei diesem Anblicke lachen oder weinen sollte, eine vollständige Küche darin.

Eine Küche in einem Schranke ist eine jener continentalen Erfindungen, welche eine englische Phantasie nicht zu fassen vermag, aber dennoch ist eine Küche in einem Schranke eine wirklich ausführbare Sache und besser als gar keine Küche. Brusthoch und in der Mitte war ein Raum, den Behältnissen für Kohlenfeuer gewidmet, mit welchem alle feine französische Kocherei besorgt wird. Wie oder wo der Rauch hinausging, konnte Fanny nicht sehen, aber um den Heerd herum sah sie an Nägeln die erforderliche Anzahl von Töpfen und Pfannen hängen und konnte nicht umhin, zu gestehen, daß Nichts vergessen war. Es war eine vollständige Küche.

„Aber wie bist Du auf diesen Einfall gekommen, Baptist?“ fragte sie, als er den Schrank zumachte und sich wieder neben sie setzte.

„Mir ist es nicht eingefallen,“ entgegnete Baptist mit augenscheinlichem Bedauern; „es ist ein Einfall von meinem Gesellen Joseph.“

„Gleichviel, Du hast es doch besorgt und ich bin Dir sehr verbunden dafür, Baptist.“

Hier schaute sie wieder nach dem Kaffee- oder Theebrete, und Baptist stand, indem er sie ein „kleines Naschmaul“ nannte, abermals auf und präsentirte heißen Punsch und Kuchen.

„So Etwas paßt für diesen kalten Abend,“ sagte Marie, deren gute Laune eine wirklich ganz auffällige war. „Sie besitzen in der That Urtheil und Umsicht, Herr Baptist.“

Baptist lächelte und füllte ihr Glas zwei Mal, während er das seinige und Fanny's ein Mal füllte.

Fanny sagte, der Punsch sei ihr zu stark und sie bekäme Kopfschmerzen davon, weßhalb sie sich lieber an die Kuchen und Confitüren halten wollte.

„Zu stark!“ sagte Marie in heiterem Tone. „Das ist ja Damenpunsch, liebes Kind, und ganz unschädlich.“

Und sie hielt ihr Glas wieder Baptist hin und

blinzelte ihn an. Er schien sich ein wenig darüber zu wundern, füllte ihr aber das Glas.

Gleich vielen andern harmlosen Dingen aber hatte dieser unschuldige Punsch gleichwohl seine eigenthümlichen Tücken. Marie behauptete, er sei dünn wie Wasser, hatte aber kaum dieses letzte Glas getrunken, so sank ihr der Kopf in einem Zustande von angenehmer Schläfrigkeit auf die Schulter herab und ihr Körper in den tiefen, warmen Lehnstuhl zurück, welchen Baptist zu ihrem Gebrauche aus seinem Laden geborgt.

„Marie ist schläfrig," sagte Fanny mit der Selbstbeherrschung, welche die Frauen in solchen Fällen entwickeln.

„Ja," sagte Baptist zögernd; „es kommt von der Hitze des Feuers."

Es folgte ein langes Schweigen, während dessen man weiter Nichts hörte als das Knistern des Holzes im Kamine und das ruhige Schnarchen Mariens in ihrem Stuhle.

Fanny saß kerzengerade in dem ihrigen, hielt die Hände auf dem Schooß gefaltet und die Augen auf das Feuer geheftet, und Baptist saß da und sah sie an und fühlte sich viel zu glücklich, um wirkliche Behaglichkeit zu genießen.

Während er so das Mädchen ansah, das er so

lange geliebt, und bedachte, daß sie übermorgen kommen und diese angenehme kleine Häuslichkeit mit ihm theilen würde, da ward ihm das Herz zu voll und er konnte blos vor Freude seufzen.

„Fanny," sagte er endlich, „ich hoffe, Du wirst glücklich sein."

Fanny sah ihn sehr aufmerksam an, entgegnete aber kein Wort.

„Wenn ich dächte, Du würdest es nicht sein," hob Baptist, in das Feuer blickend, wieder an, „so würde mich das sehr elend machen. Lieber wollte ich noch in diesem Augenblicke auf Dich verzichten, als denken: sie wird es bereuen, mich geheirathet zu haben."

„Ich werde es nicht bereuen," sagte Fanny ruhig lächelnd, „warum sollte ich es auch? Ich fühle mich diesen Abend sehr gut, Baptist, und bin überzeugt, Du wirst mir gut sein helfen. Du wirst Geduld mit mir haben; Du wirst ein übereiltes Wort nicht für mehr nehmen als es ist."

„Nein," sagte Baptist.

„Warum sollten wir nicht glücklich sein?" setzte sie nach einer Weile hinzu. „Wir sind Beide jung — ich bin kaum achtzehn — Du bist noch nicht fünfundzwanzig. Wir haben die Welt, Arbeit, etwas

Geld und gütige Freunde vor uns. Warum sollten wir nicht glücklich sein?"

Sie sprach bedächtig und sah ihn mit ungewohntem Ernste an.

Baptist zögerte, dann warf er einen Blick auf Marien und sagte:

„Fanny, Du hast mir noch nicht ein einziges Mal ordentlich gesagt, daß Du mir wirklich gut bist. Sag' es mir jetzt."

„Uebermorgen werde ich es zu sagen haben," entgegnete Fanny. „Ein Mal ist genug."

Baptist verrieth durch seine Mienen getäuschte Erwartung.

„Was fehlt Dir?" fragte Fanny, die Stirn runzelnd. „Soll ich denn thun, was ich nicht gern thue? Ich habe eingewilligt, Dich zu heirathen — ist das nicht genug? Solltest Du damit nicht zufrieden sein?"

„Das ist wohl möglich — aber Du sprichst so leicht hin, so kalt, stets im Scherz."

Fanny lachte und machte muthwillige Augen.

„Wenn Du es so anfängst, werde ich ungezogen," sagte sie. „Ich muß Dir ein- für alle Mal sagen, wie Du mich zu behandeln hast, Baptist," setzte sie in vertraulichem Tone hinzu. „Du mußt mich lieben wie den Apfel Deines Auges, mich sehr verziehen

und mich regieren wie ein kleines Kind — ich tauge nicht dazu, meinen eigenen Willen zu haben — das ist die Wahrheit."

Baptist machte erst ein verblüfftes, dann ein unruhiges Gesicht.

„Das werde ich niemals im Stande sein," sagte er. „Ich soll Dich regieren wie ein kleines Kind, aber wie denn?"

„Das soll ich Dir wohl auch noch sagen?" rief Fanny mit ärgerlicher Miene. „So Etwas ist mir noch nicht vorgekommen."

„Dann werde ich es auch nicht thun können," sagte Baptist, wehmüthig den Kopf schüttelnd. „Ich kann eine Frau ehrlich und treu lieben und keine als sie."

Fanny stampfte mit dem Fuße.

„Dann," sagte sie, „wäre es allerdings besser, wenn Du Jemanden anders liebtest. Ich sage es Dir im Voraus — ich bin furchtbar eifersüchtig."

„Wirklich?" entgegnete Baptist phlegmatisch. „Aber regieren kann ich eine Frau nicht," setzte er, ruhig seine angefangene Rede fortsetzend, hinzu: „Nein, Fanny — ich muß meine Frau achten, und wenn sie ein Kind ist, wie kann ich sie dann achten?"

„O damit ist es Nichts," rief Fanny. „Ich sage Dir, ich bin verzogen und verhätschelt worden,

und wenn Du mir auf so hochtrabende, steife Weise begegnest, werde ich mich langweilen."

Baptist wußte nicht, was er sagen sollte.

Fanny sprach seine geheimen Befürchtungen aus — sie würde sich bei ihm langweilen! Und was noch schlimmer war, er wußte nicht, nicht einmal entfernt, wie er dieses heitere junge Mädchen in Freude und bei guter Laune erhalten sollte.

Das Gemisch von Zärtlichkeit, Neckerei und Autorität, welches Fanny für ihr beiderseitiges Glück nothwendig hielt, konnte Baptist nicht zu Wege bringen. Er konnte blos lieben und ehren wie ein Ritter des Alterthums.

Fanny sah seine unruhige Miene und es that ihr leid. Sie stand von ihrem Stuhle auf, ging auf den seinigen zu, stellte sich mit freundlicher Liebenswürdigkeit neben ihn und sagte in heiterem Tone:

„Fürchte Dich nur nicht, Baptist — wir werden gar nicht umhin können, glücklich zu sein. Davon bin ich überzeugt. Wie ich vorhin sagte — wir haben etwas Geld, gütige Freunde, Arbeit und die Welt vor uns. Was bedarf es mehr?"

Baptist hätte sagen können, er wünsche, daß Fanny ihn eben so liebe, wie er sie liebte — mit einer tiefen, gegen jede Veränderung gesicherten Liebe, aber was nützte es?

Dieses heitere, muthwillige kleine Mädchen war ihm so gut als sie es sein konnte. Sie konnte nicht ein ganz anderes Wesen werden, blos weil sie übermorgen mit einander vermählt werden sollten.

Er verschränkte seufzend die Arme und blickte zu ihr auf.

Da stand sie neben ihm — schön, heiter, strahlend — das Ebenbild anmuthiger Heiterkeit, aber mit einem Sinne, leicht wie eine Feder.

„Ich muß sie übermorgen heirathen,“ dachte Baptist mit einem gewissen Grade ruhiger Verzweiflung, „nicht blos weil ich an sie gebunden bin, sondern weil ich nicht ohne sie leben kann, und dennoch werde ich elend sein und sie wird nicht glücklich werden. Ich werde Geld ausgeben und Zeit verschwenden, um ihrer Laune zu schmeicheln und für meine Mühe einen Scherz und ein Gelächter oder auch ein Gähnen der Langweile zu bekommen, und dennoch muß ich es mit offenen Augen thun, gerade so wie ich auf ihr Geheiß wiedergekommen bin und mich losgekauft habe.“

„Was fehlt Dir? Woran denkst Du?“ fragte Fanny, der seine düstere Miene und sein Schweigen nicht behagte.

„An Dich,“ antwortete er ruhig.

„Dann könntest Du aber eine liebenswürdigere

Miene dazu machen," sagte sie kurz und kehrte ärgerlich auf ihren Stuhl zurück.

„Welche Zeit ist es denn?" fragte Marie, in diesem Augenblicke aus ihrem Schlafe emporfahrend. „Eilf Uhr! Fanny, bist Du bei Sinnen? Wir sollten ja um zehn Uhr wieder zu Hause sein! Herr Baptist, dieser Stuhl muß bezaubert sein. Er ist Schuld, daß ich eingeschlafen bin. Fanny, gieb mir meinen Shawl um."

Sie war aufgestanden.

Fanny erhob sich ebenfalls und wickelte Marien in die Shawls und Mäntel, welche dieselbe für die Erhaltung ihrer Gesundheit nothwendig glaubte.

Baptist half schweigend und gab ihnen kaum sprechend das Geleit. Er war einmal von schweigsamer Gemüthsart und nicht an viele Worte gewöhnt.

Marie sah in diesem Schweigen nichts Auffälliges, besonders da sein Adieu alle erforderliche Herzlichkeit besaß.

„Sie können mir einen Kuß geben," sagte Marie freundlich, als sie schieden; „und Fanny auch — ich erlaube es."

Dem ersten Theile dieser Vorschrift hatte Baptist bereits genügt und wendete sich nun mit einigem Zögern zu Fanny. Er nahm sie in seine Arme, bückte sich, denn obschon sie durchaus nicht klein zu nennen

war, so sah sie doch neben ihm aus wie ein Zwerg, und küßte sie mit einem Seufzer.

„Gute Nacht, meine liebe kleine Fanny,“ sagte er zärtlich. „Sei mir wenigstens so gut als Du kannst.“

„Wenn Du es wünschest, so verlange es nicht,“ sagte Fanny muthwillig. „Du weißt, ich bin von dem Geiste des Widerspruchs besessen. Gute Nacht, Baptist.“

Und mit halb freundlichem, halb gleichgültigem Kopfnicken ließ sie ihn auf der Thürschwelle stehen, während er ihr in die dunkle Nacht nachschaute und bitterlich bei sich dachte:

„Dieses Mädchen wird mich wahnsinnig machen — ich weiß, sie wird es.“

Die Straße war schnell überschritten.

Anpochen an der Thür von Außen und ein Zug an der Portierschnur von innen, verschaffte Marien und Fanny sofort wieder Zutritt in Madame la Roche's Haus.

Die Portierloge war dunkel, denn die Schließerin hatte sich zu Bette begeben, ihr runzliges Gesicht aber zeigte sich durch die Falbel einer Nachthaube lugend hinter den Scheiben der Glasthür.

„Wer da?“ fragte ihre gellende Stimme.

„Setzt Eure Brille auf und Ihr werdet es

sehen," entgegnete Marie stolz, denn es bestand zwischen ihr und der Schließerin eine ununterbrochene Fehde, und überdies war Mariens angeborene Reizbarkeit vielleicht durch den Punsch noch bedeutend gesteigert worden.

„Das ist nicht nöthig," entgegnete die Schließerin mit vieler Würde. „Wer Euch hört, der braucht Euch nicht erst anzusehen, um Euch zu erkennen."

„Madame!" begann Marie vor Zorn bleich werdend.

„Madame," unterbrach sie die Schließerin, „wir wollen uns nicht erst streiten. Ich bin schläfrig und es würde überdies Unruhe im Hause entstehen, welches, dem Himmel sei Dank, ein ruhiges ist. Ich werde Euch jedoch sehr verbunden sein, wenn Ihr diesen Brief zu Eurer Herrin mit hinauf nehmen wollt. Er kam, als ich eben zu Bette ging, und ich konnte ihn daher natürlich nicht erst noch hinauf tragen."

Sie steckte einen Brief zu ihrem Fenster heraus und Fanny nahm denselben an sich, denn Marie hätte lieber ihre Hand in's Feuer gelegt, als sich so tief erniedrigt.

Die Schließerin machte der Conversation auch sofort ein Ende, indem sie ihr Fenster wieder zuschob

und sich in ihr Schlafgemach, das heißt, einen Alkoven der Portierloge zurückzog.

„Ich sage Dir, Fanny,“ sagte Marie, indem sie noch einen zornigen Blick auf das dunkle Fenster warf, hinter welchem ihre Feindin verschwunden war, „ich sage Dir, mit diesem Weibe nimmt es einmal kein gutes Ende.“

Es läßt sich nicht leugnen, daß die Dame der Portierloge, als sie eine Prophezeihung hörte, die sich wohl auf ein leichtsinniges Ding von fünfzehn Jahren anwenden ließ, aber für eine sechzigjährige Frau schwerlich schickte, große Lust empfand, noch einmal zum Vorschein zu kommen und den Kampf wieder aufzunehmen. Würde und Klugheit aber bewogen sie, zu bleiben, wo sie war — nämlich im Bette, und mit diesem leichten Siege zufrieden, ging Marie triumphirend die Treppe hinauf.

Die Treppe war wie alle französischen Treppen durch eine Laterne beleuchtet, die in der Mitte der spiralförmigen Oeffnung hing, welche von dem obersten Boden des Hauses bis auf die Flur hinabging. Ein gewisses halbes Duster war die Folge davon.

Außer dem auf diese Weise verbreiteten unvollkommenen Lichte beleuchtete noch eine zweite, dicht neben Madame la Roche's Thür an der Wand befestigte Lampe den Treppenplatz.

Hier und gerade als die Thür sich hinter ihr geschlossen hatte, begegneten Marie und Fanny Herrn Noiret. Sie konnten auf diese Weise seine rührige Gestalt in vollständiger Beleuchtung sehen, und Herr Noiret hatte ebenfalls den Vortheil, Mariens behäbige Gestalt und Fanny's hübsches Gesicht zu sehen.

„Guten Abend, Marie," sagte er freundlich, „wir sind alte Freunde, nicht wahr? Guten Abend, kleine Fanny — Sie stehen im Begriffe, sich zu verheirathen, wie ich höre."

„Ja, allerdings, mein Herr," antwortete Fanny kurz, denn Herr Noiret war kein Günstling von ihr.

„Ja, mein Herr, wir sind alte Freunde," sagte Marie, „alte Freunde den Jahren nach, in welchen wir Beide stehen, und der Zeit nach, seit welcher wir uns einander kennen."

„Sehr richtig," entgegnete Herr Noiret, indem er wieder seine schönen Zähne zeigte. „Gute Nacht, Marie — gute Nacht, kleine Fanny."

Er kniff sie in die Wange, nickte Beiden zu und ging, ein Liedchen summend, die Treppe hinunter.

„Ein angenehmer Mann vor dreiunddreißig Jahren," sagte Marie seufzend. „Ach, Kind, wenn ich gewollt hätte!"

Sie schüttelte den Kopf und seufzte wieder, als sie in's Zimmer traten.

„Wenn ich gewollt hätte, so hätte ich Madame Noiret werden können," fuhr sie fort. „Ja, die hätte ich werden können und dann hätten sich gemeine Geschöpfe in Portierlogen nicht unterstehen dürfen, Bemerkungen über mich zu machen."

Fanny gab keine Antwort, sondern trat in ihr Zimmer, setzte sich auf einen Stuhl und brach in Thränen aus.

„Mein Himmel," rief Marie, „Du wirst Dich doch nicht über dieses gemeine Geschöpf ärgern!"

„O, Marie," sagte Fanny schluchzend, „ich bin sehr unglücklich."

„Achte doch nicht auf das dumme Weib, Kind."

„Ach, die Schließerin meine ich nicht — ich meine Baptist. Ich fühle und sehe es, daß wir mit einander nicht glücklich sein werden — ich bin davon überzeugt."

Und ihre Thränen flossen abermals.

Marie machte große Augen und fragte, was sie eigentlich meine.

„Er liebt mich zu sehr," sagte Fanny. „Ich liebe ihn allerdings auch sehr, aber nicht so sehr wie er mich. Er sieht das, es erbittert ihn und mir ist das schon unangenehm. Wie wird es erst werden, wenn wir verheirathet sind!"

„Liebes Kind," sagte Marie, sich sehr erleichtert

fühlend, „in dieser Beziehung mache Dir keine Unruhe. Ich habe niemals Frauen sich beklagen hören, daß ihnen ihre Männer durch allzugroße Liebe beschwerlich fielen."

„Baptist wird stets mich zärtlich lieben," sagte Fanny erröthend.

„Ja, liebes Kind, das glaube ich, aber doch ganz gewiß nicht mehr als Dir recht sein wird," entgegnete Marie beschwichtigend. „Gieb mir Madame la Roche's Brief und mache Dir weiter keine Angst wegen Baptist's übertriebener Liebe. Die wird sich schon legen, liebes Kind — die wird sich schon legen."

Fanny machte ein sehr ärgerliches Gesicht, sagte aber kein Wort.

Marie nahm den Brief und verließ das Zimmer.

Dreizehntes Kapitel.

Früher hatte aus Madame la Roche's Schlafzimmer eine Thür in das Fanny's geführt. Da jedoch beide Zimmer auch noch durch andere Thüren zugänglich waren, so war diese eine unterdrückt worden, das heißt, man hatte auf Fanny's Seite eine Kommode davor gesetzt. Auf Madame la Roche's Seite war die Thür noch sichtbar, obschon sie nicht benutzt ward. Diese Thür konnte, wie wir kaum zu bemerken brauchen, natürlich nicht den Schall absperren und Fanny konnte daher, während sie so allein dasaß und sich über Baptist's allzugroße Liebe ängstete, gleichwohl aber schon vor dem bloßen Gedanken erschrak, daß diese lästige Zuneigung sich vermindern könne, nicht umhin, das Gespräch zwischen Madame la Roche und Marien in dem nächsten Zimmer zu hören.

„Marie, wo bist Du gewesen?“ fragte die Stimme der Gebieterin, worauf Marie in ihrem halb trotzigen Tone antwortete:

„Blos bei Baptist, Madame.“

Es trat eine Pause ein, ehe Madame la Roche's Stimme sich wieder hören ließ.

„War Fanny mit?“

„Ja wohl, Madame. Wollen Sie diese Nachthaube aufsetzen, Madame?“

„Marie, ich bin sehr überrascht, dies zu hören. Ich dachte, es wäre verabredet worden, daß dieser junge Mann entfernt gehalten werden sollte?“

„Fanny wünschte es, Madame.“

„Ich sage nicht, daß etwas Unrechtes dabei ist, aber ich glaube, Marie, es hätte sich geschickt, mir erst Etwas davon zu sagen.“

„Und nicht ohne Erlaubniß bis um elf Uhr wegzubleiben,“ setzte Madame Dupuis' sanfte Stimme hinzu.

„In diesem Hause gilt also Niemand Etwas,“ bemerkte Charlottens Stimme. „Meine eigene Pathe ist nicht mein, aber ich bin von jeher daran gewöhnt und werde nie glauben, daß Monica nach Amerika gegangen wäre, wenn es ihr nicht von gewissen Leuten gerathen worden wäre.“

„Darf ich fragen, was Monica damit zu schaffen hat, daß ich Fanny heute Abend auf einem Besuch bei Baptist begleitet habe?“ fragte Marie, welche sich allemal ärgerte, wenn Charlotte auf diese Weise auf Etwas zu sprechen kam, was mit der vorliegenden Frage Nichts zu schaffen hatte.

Charlotte stand im Begriff, ihre Lippen zur Antwort zu öffnen, und der Ausbruch eines Krieges war nahe bevorstehend, als Madame Dupuis wieder sagte:

„Ich wundere mich, daß Du ohne Erlaubniß ausgegangen bist, Marie.“

Diese zweite Einmischung von Seiten der Tochter ihrer Herrin erbitterte wahrscheinlich Marien, denn sie bemerkte in keineswegs freundlichem Tone, „sie habe nicht gewußt, daß sie zwei Herrinnen habe.“

„Marie, Du bist sehr unhöflich,“ sagte Madame la Roche; „ich bitte mir aus, meiner Tochter nicht so zu antworten.“

„Ich sprach mich gegen Mademoiselle Cäcilien stets aus, wie ich es meinte, als sie noch Kind war,“ entgegnete Marie, ohne sich einschüchtern zu lassen, „und kann mir nun nicht erst eine andere Manier angewöhnen.“

„Ich weiß wohl, daß Du mehr eine anhängliche, treue Freundin bist als eine Dienerin,“ sagte Ma-

dame la Roche, „aber dennoch, Marie, bist Du zu unhöflich. Andere Leute haben es auch bemerkt und ihre Glossen darüber gemacht. Es ist meine Pflicht, dieser Sache Einhalt zu thun."

„Du bist immer viel zu nachsichtig gewesen, liebe Mutter," sagte Madame Dupuis.

„Mische Dich nicht ein, Cäcilie. Ich bin recht wohl allein im Stande, meine Dienstleute zurechtzuweisen. Ja, Marie, ich muß der Sache Einhalt thun. Du sprichst zu laut. Ueberdies zankst Du Dich fortwährend mit der Schließerin, was mir sehr unangenehm ist. Was hattet Ihr denn heute Abend schon wieder mit einander? Cäcilie und ich hörten den Lärm bis hier herauf."

„Ich weiß wohl, Sie nehmen immer die Partie der Schließerin, Madame," sagte Marie entrüstet; „aber ich hätte nicht erwartet, heute Abend ausgescholten zu werden, da ich, wie Fanny selbst bezeugen kann, es blos rügte, daß die bequeme Schließerin mir einen Brief mitgiebt, den sie ihrer Pflicht gemäß selbst an die Hausherrin befördern sollte."

„Einen Brief! Mein Himmel, Marie! Und Du stehst schon eine ganze Weile hier und schwatzest, und giebst den Brief nicht her? Wer kann wissen, ob er nicht von großer Wichtigkeit ist! Gieb ihn her!

Sieh' ihn einmal an, Cäcilie, und sage mir, wo er herkommt. Du kannst ihn laut lesen. Ich habe vor Marien und Charlotten keine Geheimnisse."

„Er ist von einem Herrn Dauray," sagte Madame Dupuis.

„Ich kenne Niemanden dieses Namens — lies weiter, liebes Kind."

Madame Dupuis las:

„Madame,"

„Ich habe nicht die Ehre, von Ihnen gekannt zu sein, und muß dennoch Ihr Herz durch eine sehr peinliche Mittheilung verwunden. Ich bin der Wirth zum Goldenen Löwen in der Stadt Laval. Ein Herr, ein Fremder, kam gestern zu mir und nahm das Zimmer Nummer Eins. Heute Morgen fanden wir ihn sterbend in seinem Zimmer. Er hatte selbst Hand an sich gelegt, wenigstens glauben wir es nach den einzigen Worten, die wir ihn sprechen hörten: „Ich bin ruinirt und entehrt — aber entehrt mag ich nicht leben." — Dieser Herr, Madame, ich schreibe es mit tiefem Leidwesen, ist Herr Dupuis, Ihr Schwiegersohn."

Hier hörte Fanny, welche ängstlich und mit verhaltenem Athem gelauscht, einen furchtbaren Schrei und einen schweren Fall auf die Diele.

Kaum wissend wie, stürzte Fanny aus ihrem Zimmer in das der Hausherrin und erblickte hier ein Gemälde, welches sie niemals wieder vergaß.

Madame la Roche stand in ihrem weißen Nachtgewande da, und schien mehr erstaunt als entsetzt zu sein. Madame Dupuis lag auf dem Fußboden zu den Füßen ihrer Mutter, und ein dunkler Blutstrom quoll aus ihrem Munde auf den Brief herunter, den sie noch in der Hand hielt.

Marie stand noch in derselben Stellung, in welcher die Nachricht sie gefunden, und hielt in der einen emporgehobenen Hand eine Wasserflasche und in der andern ein Glas.

Charlotte saß noch auf ihrem Stuhle und stierte erschrocken vor sich hin, und die Lampe brannte ruhig und das Feuer beleuchtete traulich prasselnd diese Jammerscene.

Fanny's weißes, erschrockenes Gesicht an der Thür brach den Zauber, der Alle versteinert hatte. Madame la Roche stöhnte und ward ohnmächtig.

Marie ließ Wasserflasche und Glas fallen, und stürzte noch zeitig genug vorwärts, um ihre Herrin aufzufangen, und Fanny kniete auf den Teppich nieder und versuchte Madame Dupuis' Kopf emporzuheben und das Blut zu stillen, welches immer

noch, obschon etwas langsamer, über ihre bleichen Lippen floß.

„Was sollen wir thun? Was sollen wir thun?" rief Marie außer sich. „Madame ist kalt wie ein Stein, ich kann sie nicht von der Stelle bringen. Helft mir doch, Charlotte."

Aber Charlotte rührte sich nicht. Sie schien wie gelähmt zu sein und blieb stöhnend auf ihrem Stuhle sitzen.

„Marie," sagte Fanny in leisem, seltsamem Tone, „könnt Ihr Madame in mein Zimmer tragen? Wenn Ihr es könnt, so thut es, und beeilt Euch nicht, sie aufzuwecken."

Marie wendete sich von ihrer bewußtlosen Herrin herum und stierte Fanny an, welche blos sagte:

„Seht."

Madame Dupuis' bleiches Haupt ruhete noch im Schooße des jungen Mädchens. Ihre Augen standen offen, aber ihre Züge waren weiß und starr wie Marmor.

„Todt!" sagte Marie erschrocken.

„Todt!" kreischte Charlotte, indem sie plötzlich aufsprang und auf ihre Pflegetochter zugeeilt kam.

„Ja, todt — todt!" wiederholte Fanny, indem sie die Hände faltete, „auf der Stelle todt."

„Ja, Fanny — auf der Stelle todt — von allen den kleinen Thorheiten des Lebens zum Schmerze und vom Schmerze zum Tode gerufen. Nimm Dir diese Lehre zu Herzen und bewahre sie!"

Ende des ersten Bandes.

Druck von C. Roeßler in Grimma.

„Ja, Fanny — auf der Stelle todt — von allen den kleinen Thorheiten des Lebens zum Schmerze und vom Schmerze zum Tode gerufen. Nimm Dir diese Lehre zu Herzen und bewahre sie!"

Ende des ersten Bandes.

Druck von C. Roeßler in Grimma.

Kavanagh, Julia,

Sieben Jahre und andere Erzählungen von Julia Kavanagh Deutsch von A. Kretzschmar

Bd.: 1

Wurzen 1860

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10751572-5